

Ein neuer Blick auf Jesus (I)

„Ein neuer Blick auf Jesus!“. Ich vermute, dass Sie, als Sie diesen Titel lasen, denselben Gedanken hatten, der auch mich während der Vorbereitung dieses Tages immer wieder beschäftigte: Ist es nicht verwegen, ja zeugt es nicht doch von einer starken Selbstüberschätzung, wenn man glaubt, einen *neuen* Blick auf Jesus anbieten zu können? Denn was sollte sich im Blick auf den irdischen, den historischen Jesus noch an wirklich Neuem erheben lassen?

Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie dennoch gekommen sind und mir so die Möglichkeit bieten, mit Ihnen – und das ist nun keineswegs ironisch gemeint – mit Ihnen *als Sachverständigen* jenes Bild zu betrachten und jene überraschenden Aspekte und Zusammenhänge auf ihre Einsichtigkeit zu prüfen, die zumindest nach meinem Empfinden einen *neuen* Blick auf Jesus eröffnen – einen neuen Blick, der von mir eigentlich nie gesucht wurde, der sich vielmehr immer mehr, immer deutlicher von selbst ergab.

Dazu möchte ich Sie wie bei einer Wanderungen auf bestimmte Aussichtspunkte mitnehmen, die einen besseren Überblick über die Wege und Querverbindungen in einer bestimmten Landschaft erlauben und die es zugleich einsichtig machen, weshalb gerade diese Wege begangen und andere nicht weiter verfolgt wurden.

A

Der Ausgangspunkt unserer Betrachtung scheint den Halt nicht zu lohnen, doch das täuscht! Denn wir werden hierhin noch des öfteren zurück kommen – zur Taufe Jesu durch Johannes den Täufer. Wenn es nämlich etwas gibt, das uns einen unverstellten Blick auf die „noch unbearbeitete“ Gestalt Jesu erlaubt, dann ist es die Tatsache, dass Jesus sich von Johannes taufen ließ (nicht zufällig bereitete dieses Faktum bereits der frühen Kirche Probleme, vgl. Mt 3,13-15!).

Dieser Tatsache können wir mehreres entnehmen:

1. Jesus hätte sich gewiss nicht von Nazaret aus auf den Weg an den Jordan gemacht, wenn er sich nicht von der Predigt des Täufers angesprochen erlebt hätte. (Das gilt auch, selbst wenn Jesus zunächst nur deshalb von Galiläa in den Jordangraben herabmarschiert wäre, weil er sich genauer informieren und den Täufer persönlich hören und erleben wollte!)

Nun verkündigte Johannes aber einen Gott, der in Bälde alle in einem Feuergericht vernichten würde, die sich nicht eigens von Johannes hatten taufen lassen. Wenn Jesus sich davon angesprochen erlebte und wenn er genau das Gott zutraute, dann konnte sich *sein* Gottesbild nicht wesentlich von dem des Täufers unterscheiden. Das bedeutet aber: Jesus musste in Gott zunächst einmal den gesehen haben, der in Kürze mit Feuer dieser Welt und Menschheit ein Ende setzen wird. Nicht anders als Johannes der Täufer musste Jesus bereits zu Beginn der Überzeugung gewesen sein: „Die Zeit ist voll!“ (M 1,15a) - wobei es letztendlich gleichgültig ist, ob Jesus zu dieser Einschätzung seiner Zeit von selbst gekommen war und sich darin nun von Johannes bestärkt sah oder ob er erst durch Johannes zu dieser Überzeugung gekommen war. Dass das Ende dieser Zeit unmittelbar vor der Tür stand war für Jesus (nach allem, was wir erkennen können) keine Frage mehr, sondern eine *offenbare* Tatsache.

Bei diesem Ende würde nun aber alle dem keinerlei Bedeutung mehr zukommen, worauf Israel bislang seine Hoffnung gesetzt hatte; denn so lautete ja des Täufers Botschaft:

„Ihr Schlangenbrut, wer hat euch denn gelehrt, dass ihr dem kommenden Gericht entrinnen könnt? Bringt Früchte hervor, die eure Umkehr zeigen, und fangt nicht an zu sagen: Wir haben ja Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott kann aus diesen Steinen Kinder Abrahams machen. Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.“ (Lk 3,7-9)

Und noch in einem zweiten Punkt lässt sich eine Übereinstimmung zwischen Johannes dem Täufer und Jesus von Anfang an feststellen:

Hätten in den Augen Johannes des Täufers all die Sünd- und Sühnopfer, die im Tempel zu Jerusalem dargebracht wurden, noch irgendeine hilfreiche, positive Bedeutung gehabt, hätte er nicht behaupten können, dass nur die gerettet würden, die bei ihm ihre Sünden bekannten und sich von ihm taufen ließen. Es war also zuerst Johannes der Täufer gewesen, der – auch für Jesus! – in aller Öffentlichkeit und in Gottes Namen dem Tempelkult jeglichen Wert und alle Gottgefälligkeit absprach. *Und indem Jesus sich von ihm daraufhin taufen ließ, übernahm er dieses Urteil auch für sich!*

Doch noch ein Weiteres, ein Zweites zeigt sich in Jesu Gang zu Johannes.

2. Es müsste uns eigentlich schon immer aufgefallen sein und nachdenklich gemacht haben, dass Jesus sich so ganz allein zur Taufe an den Jordan auf den Weg gemacht hatte. Denn wenn er sich nicht nur vorsichtshalber von Johannes taufen ließ – man konnte ja nie wissen, vielleicht hatten doch nicht die Priester im Tempel, sondern Johannes Recht! – , dann konnte Jesus in der Einschätzung seiner Gegenwart und in seinem Urteil über den Wert der kultischen Sühne ja nicht einfach von seiner Familie absehen. Was ihn bedrohte, bedrohte doch auch sie! Und dennoch war er allein auf seinem Weg von Nazaret hinab an den Jordan. Das lässt doch nur *eine* Erklärung zu: Entweder hatte Jesus über die sich in seinen Augen verfinsternde Gegenwart und über den einzigen möglichen Ausweg daraus nie mit seiner Familie gesprochen, oder er war beim Rest seiner Familie nur auf Unverständnis und Unglauben gestoßen. In beiden Fällen aber zeigt sich uns Jesus *isoliert* in seiner Familie als Einzelgänger – aber auch als jemand, der sich in *seiner* Überzeugung selbst von seinen Nächsten nicht irritieren lässt. Und weil der Entschluss zu einem solch folgenschweren Sonderweg kaum unbedacht „von jetzt auf nachher“ gefällt wurde, haben wir guten Grund anzunehmen, dass Jesus sich schon geraume Zeit vorher aus der Welt seiner Familie zu lösen begonnen hat.

Dafür spricht auch noch folgende Beobachtung:

Wir wissen, dass Jakobus, der Herrenbruder, d.h. der Bruder Jesu, sich gleich nach Ostern der Jüngerschar Jesu beigesellte, da auch ihm der Auferweckte erschienen war (vgl. 1 Kor 15,7). Nur – wenn wir darauf achten, wie die Urgemeinde in Jerusalem sich unter der Führung eben des Herrenbruders Jakobus entwickelte und welchen Einfluss sie auf das Leben der anderen urchristlichen Gemeinden nahm – ich erinnere Sie nur an den so genannten antiochenischen Zwischenfall (Gal 2,11-14) – , dann kommen wir an *einer* Feststellung nicht vorbei: Von dem Augenblick an, in dem Jesu *Familie* auf Jesu Jüngerschar Einfluss gewann, begann ein anderer, ein „bibeltreuer“ Geist das urchristliche Leben mitzubestimmen. Nicht zufällig war da in der Jerusalemer Gemeinde für Petrus, den engsten Vertrauten des „echten“ Jesus, mit der Zeit kein Platz mehr.

Das bedeutet aber doch: Alles spricht dafür, dass Jesu eigene Familie der ungeeignetste Ort war, wenn Jesus *seine* religiöse Überzeugung, *seinen* Glauben leben wollte. In diesem Fall war der Auszug aus der Familie eigentlich unumgänglich. Damit fällt dann aber auch auf die Tatsache, dass Jesus sehr früh den Simon und den Andreas, den Jakobus und den Johannes als „Menschenfischer“ zu sich rief, ein neues Licht. Doch so weit sind wir ja noch nicht!

B

Jesus ließ sich von Johannes taufen, aber er blieb nicht bei Johannes als einer seiner Jünger, noch kehrte er, getauft, einfach wieder in seinen normalen Berufsalltag nach Nazaret zurück – was ja ebenfalls möglich gewesen wäre. Wenn wir den drei Synoptikern glauben, ging Jesus nach seiner Taufe zunächst in die Wüste, ehe er sich *nach* der Gefangensetzung des Johannes Täufers (durch Herodes) mit einer *neuen* Botschaft in Galiläa an die Menschen seines Volkes wandte (vgl. Mk 1,14). Wie Sie ja alle wissen, lautete sie nach dem Zeugnis des ältesten Evangeliums:

„Die Zeit ist voll und die Königsherrschaft / das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut auf das Evangelium!“ (Mk 1,15)

Glaubt man unserer Einheitsübersetzung – die an diesem Punkt allerdings nur die Meinung vieler Exegeten aufnimmt – , dann haben wir es in diesen vier kurzen Sätzen mit einer Formulierung des Evangelisten Markus zu tun:

„In diesem programmatischen Satz fasst Markus den Inhalt der Botschaft Jesu zusammen“, lautet die Fußnote zu Mk 1,15. Dagegen spricht freilich Mehreres:

1. Weder der Gedanke der *erfüllten* Zeit noch die *Gegenwart* des Reiches Gottes spielen innerhalb des Markusevangeliums eine wesentliche Rolle. Weshalb sollte beides für Markus dann so wichtig gewesen sein, dass er eben damit Jesu Botschaft hätte eröffnen sollen?
2. Wäre der Ruf zur Umkehr für Markus ein wesentlicher Bestandteil von Jesu Botschaft gewesen, weshalb fehlt dann gerade dieses Thema in den späteren Jesusworten, die Markus in sein Evangelium aufnahm?
3. Der Gedanke, der Botschaft Jesu als *euaggelion* vertrauen zu sollen – und *pisteuete en tō euaggeliō* heißt nun einmal „vertraut auf das Evangelium“ und nicht „glaubt an das Evangelium“ –, dieser Gedanke ist dem Markusevangelium *fremd*, weshalb es auch für diese Formulierung keinen ersichtlichen Anhalt im Denken des Evangelisten gibt.

Wenn es nun aber nicht Markus war, dem wir die Formulierung der *frühen* Botschaft Jesu verdanken, auf wen könnte sie dann zurückgehen?

Lächeln Sie bitte nicht, wenn ich jetzt für *Petrus* als Mittelsmann plädiere! Von ihm hatte Markus diese Erinnerung an *Jesu erste Botschaft* immer und immer wieder gehört – so wie er von ihm auch immer wieder gehört hatte, wie es damals überhaupt angefangen hatte (wir werden darauf zurückkommen!). Doch wie war *Jesus* zu dieser *seiner* Botschaft gekommen?

C

Wenn wir innerhalb der Jesus-Überlieferung nach einer halbwegs einleuchtenden Erklärung dafür suchen, weshalb Jesus sich trotz seiner ursprünglichen Zustimmung zur Gerichtsprédigt Johannes des Täufers plötzlich mit einer ganz andersartigen, ungemein positiven *frohen* Botschaft an seine Mitmenschen wenden konnte; wenn wir *verstehen* wollen, wie Jesus wohl zu seinem:

„Das Reich Gottes ist da! Kehrt um und vertraut dem Evangelium!“

gekommen sein könnte, dann bietet sich uns am ehesten jenes Wort an, in dem Jesus – ein einziges Mal! – von einer Vision spricht, die ihm geschenkt worden war:

„Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen.“ (Lk 10,18)

Es gibt keinen vernünftigen Grund, Jesus diese Vision abzusprechen und in diesem Wort ein Produkt der nachösterlichen Jesusgemeinde zu vermuten. Deshalb ist selbst die kritischste Exegese bereit, dieses Jesuswort als authentisch zu akzeptieren: „Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen.“

Diese Vision musste für Jesus sehr wichtig gewesen sein, sonst hätte er sie kaum erwähnt. Der geschilderte Fall des Satans wäre aber gewiss nicht erwähnenswert gewesen, hätte der *aus* dem Himmel gefallene Satan dorthin zurückkehren können. Der Himmel musste (nach Jesu Verständnis) dem Satan danach für immer verschlossen sein.

Nun galt der Satan aber im Judentum zur Zeit Jesu keineswegs als ein „gefallender Engel“, sondern als Ankläger, der nach Gottes Willen seinen Platz im Himmel vor Gott hatte, um die *schweren* Vergehen der Menschen vor Gott zur Sprache zu bringen (Ijob 2,1; Sach 3,1-3). Damit dürfte aber klar sein, was diese Vision für Jesus bedeutete bzw. welche Erkenntnis sich bei Jesus in dieser Vision meldete:

Derjenige, der bislang die Menschen nach Gottes Willen anklagte, hat keinen Platz mehr *vor* Gott und damit auch keinen Einfluss mehr *auf* Gott. Oder anders ausgedrückt: Es spricht alles dafür, dass es Jesus in diesem Augenblick blitzartig aufgegangen war: Gott ist nicht mehr länger willens, sich von den Vergehen der Menschen beeinflussen zu lassen und den Menschen als Richter gegenüberzutreten. Das mochte bis zum Auftreten des Täufers noch so gewesen sein. Diese Vision war keine Kritik an Johannes dem Täufer. Nur – *jetzt* war es anders. In diesem Augenblick hatte sich Jesu Gottesbild grundlegend geändert.

Deshalb war es wohl auch mehr als nur ein kluges Taktieren, wenn es von Jesus im Markusevangelium heißt:

„Nachdem Johannes überliefert worden war, ging Jesus nach Galiläa indem er das Evangelium Gottes verkündete...“ (Mk 1,14)

Markus gebraucht hier das gleiche Wort in der gleichen Passivkonstruktion, die uns aus dem Beginn des Berichts von Jesu letztem Mahl bekannt ist:

„In der Nacht, in der der Herr Jesus überliefert wurde, nahm er Brot...“ (vgl. 1 Kor 11,23).

So wie hier mit Hilfe des so genannten *passivum divinum* gesagt wurde:

„In der Nacht, in der *Gott* den Herrn Jesus überlieferte...“, so meinte es auch das Markusevangelium:

„Nachdem Gott den Johannes überliefert hatte,...“

Gott war es gewesen, der der Verkündigung des Johannes ein Ende bereitet hatte. Nun war anderes zu verkünden: die frohe Botschaft, das Evangelium von Gott (*genitivus obiectivus!*). Das heißt: Wir haben guten Grund anzunehmen, dass für Jesus die Gefangennahme Johannes des Täufers zugleich die Aufforderung war, mit *seiner* Botschaft an die Öffentlichkeit zu treten:

„Ja, die Zeit ist voll (daran änderte sich für Jesus nichts! In dieser Einschätzung der Zeit knüpfte Jesus nahtlos an Johannes an.). Aber unsere, Israels Situation hat sich grundlegend geändert!“

Natürlich würden wir gerne wissen, wann Jesus diese Vision, diese Einsicht geschenkt worden war. Wir können es nicht genau sagen, nur *eines* scheint sicher zu sein:

Diese Erkenntnis wurde Jesus nicht im Zusammenhang mit seiner Taufe geschenkt, sondern nach ihr, als er den Täufer sozusagen *hinter* sich gelassen hatte. Im ältesten Evangelium, bei Markus, heißt es nämlich anders als im Lukas- und Johannesevangelium, wo – wie auch in der späteren christlichen Kunst – die Herabkunft des Geistes und die Himmelsstimme *mit* Jesu Taufe verbunden werden:

„Und sofort als er aus dem Wasser hinaufstieg, sah er die Himmel sich öffnen und den Geist wie eine Taube auf sich herabkommen. Und eine Stimme erging aus den Himmeln: 'Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden'.“ (Mk 1,10f)

Nach Markus war es ein Ereignis *nach* Jesu Taufe, das Jesu Leben grundlegend verändert hatte. Und wenn Sie wollen, können Sie das Ganze ja auch in dieser Richtung weiterdenken:

Nach seiner Taufe erlebte Jesus sich in einer besonderen Nähe zu Gott – und Gott in einer besonderen Nähe zu sich. Dieses „Gefühl“, dieses „*Du* bist mein geliebter Sohn“ war es, das Jesus weder erlaubte, bei Johannes zu bleiben, noch in seinen Berufsalltag zurückzukehren. Deshalb der anschließende Weg in die Wüste, angefochten und doch zugleich auch geborgen:

„Und sofort treibt der Geist ihn in die Wüste. Und er war 40 Tage lang in der Wüste, vom Satan versucht. Er war mit den Tieren und die Engel dienten ihm.“ (Mk 1,12f)

In dieser Verfassung *konnte* Gott ganz neu „aufgehen“. Wenn wir uns an das Markusevangelium als dem ältesten Bericht von Jesu Leben halten, zwingt uns nichts anzunehmen, Jesus habe sich bereits mit einem speziellen Wissen über sich, über Gott und über seine spätere besondere Rolle im Leben seines Volkes auf den Weg zu Johannes dem Täufer gemacht. Diese Tatsache scheint mir deshalb von solch großer Bedeutung zu sein, weil sie Jesu weiteren Weg *nachvollziehbar* macht. Er war nicht einfach „von oben“ her vorgegeben und nur von da aus einsichtig, sondern er ergab sich im Vollzug, Schritt für Schritt.

D

Nun kann man gewiss daran zweifeln, ob sich aus jenem einen Wort Lk 10,18, aus diesem einen Visionsbericht tatsächlich eine derart tief greifende Wende und eine solch weitreichende Veränderung in Jesu Persönlichkeit und Leben ableiten lässt. Aber wir sind keineswegs nur auf dieses eine Wort Lk 10,18 angewiesen, vielmehr stoßen wir zusätzlich bereits in der Frühzeit von Jesu öffentlichem Wirken auf eine Besonderheit, die in diametralem Gegensatz zu Jesu Gang an den Jordan steht und sich nur aus diesem neuen Gottesbild von Lk 10,18 erklären lässt. (Und da bereits die frühe Christenheit diese Besonderheit wieder aufgegeben hatte, kann sie nicht von ihr in Jesu Leben zurückprojiziert worden sein!)

Anders als die Jünger des Johannes und anders als die Pharisäer fastete Jesus mit seinen Jüngern *nicht*. Darauf angesprochen antwortete Jesus mit der Gegenfrage:

„Können denn 'die Söhne des Brautgemachs' [d.h. die Freunde des Bräutigams, *nicht* die Hochzeitsgäste allgemein, wie unsere Bibelübersetzungen gewöhnlich glauben lassen!] fasten, während der Bräutigam bei ihnen ist?“ (Mk 2,19)

Ein Doppeltes gilt es hier zu beachten: Wer ist der Bräutigam und was ist die Funktion der „Söhne des Brautgemachs“?

Wir sind es zwar gewohnt, in dem Bräutigam Jesus und in den „Söhnen des Brautgemachs“ Jesu Jünger zu sehen. Doch so konnte Jesus sein Wort (und sein Verhalten!) niemals gemeint haben. Das hätte niemand verstanden, da es für Israel nur *einen* Bräutigam gab: Jahwe selbst (Hos 2,18-25; Jes 62,5). Das bedeutet aber doch: Jesus musste ganz offensichtlich der Überzeugung gewesen sein, dass *Gott, Israels Gott*, im wahrsten Sinn des Wortes auf dem Wege war, sich mit seinem Volk zu vermählen (vgl. Mt 25, 1ff: auch in diesem Gleichnis war ursprünglich nicht Jesus der Bräutigam!). Und auf diesem Weg wollte er, Jesus, zusammen mit seinen Freunden Gott, den Bräutigam, begleiten – so wie es sonst auch durch die „Söhne des Brautgemachs“, die *Freunde* des Bräutigams, geschah. Deshalb galt es für sie nicht zu fasten, sondern zu fasten (vgl. Mt 11,29; Lk 7,34).

Dass Jesus sich über diesen Umschwung in seinem und seiner Freunde Lebensstil durchaus bewusst war und dass er dazu sehr überlegt stand, zeigt sein im unmittelbaren Anschluss daran überliefertes Wort: „Keiner näht einen Flicken ungewalkten Stoffes auf ein altes Gewand; wenn aber doch, reißt das Füllstück von ihm, das neue vom alten, und schlimmer wird (der) Riss. Und keiner schüttet jungen Wein in alte Häute; wenn aber doch, zerreißen wird der Wein die Häute, und der Wein wird vernichtet und die Häute; sondern jungen Wein in neue Häute.“ (Mk 2,21f – Übersetzung nach: Münchener Neues Testament)

Wenn wir nicht annehmen wollen, Markus habe die Vorfälle im Leben Jesu und seiner ersten Jünger vollkommen willkürlich aneinander gereiht, dann ist es wohl doch kein Zufall, dass er im Anschluss an das eben gehörte Jesuswort zwei weitere Geschehnisse berichtet, bei denen Jesus bzw. seine Jünger mit ihrem „neuartigen“ Verhalten öffentlichen Anstoß erregten: als Jesus Jünger am Sabbat bei ihrem Gang durch die Felder Ähren rauften, und als Jesus am Sabbat in der Synagoge die verdornte Hand eines Mannes heilte. (Nichts spricht dafür, dass diese beiden Vorfälle erfunden und in das Leben Jesu zurückprojiziert wurden.)

Versucht man, den roten Faden zu finden, der diese drei nach einander berichteten Auffälligkeiten im Leben Jesu und seiner Jünger verbindet, dann scheint er mir in der Grundüberzeugung zu bestehen, dass Gott es mit allen Menschen gut meint und dass deshalb alles von Gott her geschehen soll, was den Menschen gut tut.

Es ist verständlich, dass einerseits diejenigen, die sich in Galiläa für den Erhalt der bestehenden Ordnung verantwortlich fühlten – die Pharisäer und Herodianer –, mit Feindschaft reagierten, wenn Jesus plötzlich durch sein Tun und Reden den Eindruck erweckte, als ob alles erlaubt sei, was sich mit Gottes gutem Willen, mit Gottes Wohlwollen für die Menschen rechtfertigen ließ.

Es ist aber auch verständlich, dass Jesus dadurch von den Menschen seines Volkes vor allem als „der gute Mensch“ gesehen wurde, bei dem *Heilung* zu finden war. Und auch der Fortgang spricht dafür, dass Jesus – um Gottes willen! – zunächst nichts anderes sein wollte.

Ein neuer Blick auf Jesus (II)

Was wollte Jesus eigentlich, als er sich mit seiner Botschaft in aller Öffentlichkeit an seine Mitmenschen wandte und als er begann, einzelne Menschen in besonderer Weise zu sich zu rufen? Es ist verständlich, dass wir bei der Antwort auf diese Frage mehr oder weniger stark auf das zurückgreifen, was wir aus dem ganzen Neuen Testament über Jesus zu wissen glauben: Jesus als der, der das wahre, das *neue* Israel im Auge hatte; Jesus als der, der uns von unseren Sünden erlösen sollte; Jesus als der, der den *Anbruch* der Gottesherrschaft in dieser Welt verkündigen wollte; Jesus als der Messias und Gottessohn usw. usw.

Und je nach dem, worin wir den Sinn von Jesu öffentlichem Wirken sehen, deuten wir dann auch das Übrige: die Berufung der Jünger und der Zwölf; Jesu Verkündigung – vor allem seine Reich-Gottes-Gleichnisse und die Bergpredigt; Jesu auffälliges *religiöses* Verhalten; Jesu Zug hinauf nach Jerusalem, sein letztes Mahl, seinen Tod – und auch hierbei gehen wir in der Regel mehr oder

weniger stillschweigend davon aus, dass Jesus im Blick auf sein Ziel klar wusste, was er wann und wo zu tun hatte.

Doch eben das scheint mir immer fraglicher zu werden – und zwar aus folgenden Gründen:

A

Lassen Sie uns noch einmal zum Anfang zurückkehren: Jesus zeigte sich uns auf dem Weg zu Johannes dem Täufer als *Einzelgänger*, der mit seinem Gottes- und Weltbild in seiner Familie zweifelsohne allein stand. Und diese innerfamiliäre Fremdheit verlor sich für Jesus wohl kaum schon dadurch, dass er nach jener Vision vom Satanssturz – welch ein Anspruch! – plötzlich alles ganz anders sah. Die, die ihn bis dahin nicht ernst genommen hatten; dort, wo er bislang religiös isoliert gelebt hatte – wie sollte man dort auf einmal für seine erneute Besonderheit offen sein?

Andererseits: Wir können ja nicht annehmen, dass das Evangelium, das Jesus nun verkündete, ausgerechnet ihn selbst kalt gelassen hätte! Das Vertrauen, zu dem er aufrief – wie sollte es ihn nicht auch selbst erfüllt und bewegt haben? Wir unterstellen Jesus wohl kaum etwas Abseitiges, wenn wir davon ausgehen, dass das Neue, das er verkündete, von ihm auch *gelebt* werden wollte!

Doch mit wem?

Mit anderen; mit Freunden, mit Gleichgesinnten; mit Menschen, die ebenfalls glauben konnten, dass Gott jetzt schon im Land unterwegs war zur Hochzeit mit Israel, seiner Braut! Hier liegt wohl der wahre Grund, aus dem Jesus sich an Simon und Andreas, an Jakobus und Johannes gewandt hatte. Da ging es keineswegs schon darum, dass zukünftige Schüler ihrem Lehrer nachfolgten. Da sollte einfach eine neue Gemeinschaft von Menschen entstehen, die das Gleiche glauben und mit Begeisterung leben konnten!

Das heißt: Wir rauben dem Beginn, als Jesus jene vier jungen Männer am See Gennesaret zu sich rief, auch und nicht zuletzt, weil sie zusammen mit ihm auch noch andere Menschen „fangen“ sollten – wir rauben diesem Beginn *sein Eigentliches*, wenn wir (in langer, langer Tradition!) aus ihm eine Berufungsgeschichte als Modell für alle spätere Jesusnachfolge machen oder wenn wir darin gar den Beginn des neuen, des „wahren“ Israel sehen.

In den Mk 1,16-20 geschilderten Ereignissen geht es zunächst einmal nur darum, dass es für Jesus ganz offensichtlich unmöglich war, sein Evangelium allein und isoliert zu leben. Sein Evangelium verlangte auch von ihm die Gemeinschaft mit ein paar Freunden, die ihm glaubten und vertrauten und die bereit waren, mit ihm auf diese „neue Karte“ zu setzen.

Die Rechtfertigung für dieses Verständnis finden wir im 3. Kapitel des Markusevangelium. Dort heißt es zunächst von Jesu Familie, dass sie sich – nachdem sie von dem großen Zustrom zu Jesus gehört hatte – auf den Weg gemacht habe, um sich seiner zu bemächtigen: „denn sie sagten: Er ist verrückt geworden!“ (Mk 3,21).

Noch immer fehlt in Jesu Familie jegliches Verständnis für sein Wirken.

Aber auch Jesus empfand sie letztlich als Fremde, in deren Gemeinschaft er sich eben nicht aufgehoben wusste, ganz im Gegensatz zur Gemeinschaft derer, die sich zu ihm gesetzt hatten und zu denen er offen von dem reden konnte, was *ihn* bewegte: „Da kamen seine Mutter und seine Brüder; sie blieben vor dem Haus stehen und ließen ihn herausrufen. Es saßen viele Leute um ihn herum, und man sagte zu ihm: Deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und fragen nach dir. Er erwiderte: Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?“

Und er blickte auf die Menschen, die im Kreis um ihn herumsaßen, und sagte: Das hier sind meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes tut, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter.“ (Mk 3,31-35)

Wir sehen nur die halbe Wahrheit, wenn wir immer nur auf Jesus in seiner Bedeutung für die anderen, für die Menschen seiner Zeit blicken. Denn er bedurfte auch ihrer! Sie waren für ihn nicht weniger wichtig.

Welch hoch emotionales Verhältnis Jesus mit seiner Jüngerschar verband, zeigt auch der Vorfall mit dem sogenannten reichen Jüngling. Sie kennen diese Geschichte ja aus dem Markusevangelium:

„Als sich Jesus wieder auf den Weg machte, lief ein Mann auf ihn zu, fiel vor ihm auf die Knie und fragte ihn: Guter Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen? Jesus antwortete: Warum nennst du mich gut?

Niemand ist gut außer Gott, dem Einen. Du kennst doch die Gebote: Du sollst nicht töten, du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch aussagen, du sollst keinen Raub begehen; ehre deinen Vater und deine Mutter. (Mk 10,17-19)

Wer all das tut, tut Gutes. Wer all das tut, gewinnt das ewige Leben. Damit war die Frage des Mannes beantwortet; er hätte also gehen können.

Es ist ganz wichtig, dass wir uns dies klar machen: An diesem Punkt könnte unsere Geschichte abbrechen. Der Mann hatte erfahren, was er wissen wollte. Dass die Geschichte dennoch weiterging – das lag nicht an Jesus, so als ob ihm eingefallen wäre, ja noch etwas sehr Wichtiges vergessen zu haben. Es lag an dem Mann, dass das Gespräch weiterging, denn „er erwiederte Jesus: Meister, alle diese Gebote habe ich von Jugend an befolgt.“

Es ist als ob der Mann einwenden wollte: „Ja ist das alles? Ich habe das Gefühl, dass mir noch etwas fehlt. Die Gebote tun – das füllt einen doch nicht aus! Das kann doch nicht schon alles sein!“ Da, in diesem Moment, veränderte sich Jesu Einstellung zu diesem Mann; denn genau und wörtlich übersetzt, heißt es nun im Evangelium:

„Jesus aber, nachdem er ihn angesehen hatte, begann ihn zu lieben und er sagte ihm: Eines mangelt dir. Auf, verkaufe, was du hast und gib's den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir!“ (Mk 10,21)

Jesu Aufforderung an diesen Mann, alles zu verkaufen und ihm zu folgen, entsprang einer plötzlichen Gefühlsregung, sie war der spontane Ausdruck einer aufbrechenden Zuneigung: „nachdem er ihn angesehen hatte, begann er ihn zu lieben“!

Die Wiedergabe in der *Einheitsübersetzung* ist sprachlich (vom Urtext her!) völlig unmöglich: „und weil er ihn liebte, sagte er...“. Besser die *Luther-Übersetzung*: „Jesus sah ihn an und gewann ihn lieb...“. Noch besser die sogenannte *Probeübersetzung* der Einheitsübersetzung: „Da blickte ihn Jesus an und fasste Zuneigung zu ihm...“.

So etwas wird nie mehr sonst und in keinem anderen Evangelium noch einmal von Jesus gesagt: „Er begann ihn zu lieben.“

Nur wenn wir dies mitempfinden, können wir die Enttäuschung ahnen, die Jesus überfallen haben musste, als dieser Mann dann doch traurig und betrübt wegging; „denn er hatte ein großes Vermögen!“ (Mk 10,22)

Und so, wie Jesu Einladung, doch mitzukommen, Ausdruck seiner Zuneigung war, so ist das Folgende nun der Ausdruck seiner tiefen Enttäuschung. Das, was nun kommt, ist kein abgeklärter theologischer Lehrsatz, sondern da kommt eine starke, schmerzliche Enttäuschung zu Wort:

„Da sah Jesus seine Jünger an und sagte zu ihnen: Wie schwer ist es für Menschen, die viel besitzen, in das Reich Gottes zu kommen... Ja, meine Kinder, wie schwer ist es, in das Reich Gottes zu kommen. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes kommt.“

Hier spricht jemand, der einen möglichen Freund verloren hatte! Hier spricht jemand, der durch und durch Mensch war! Denn eigentlich hätte Jesus ja wissen müssen, dass man das alles *so* auch nicht sagen konnte; denn schließlich waren in seiner Jüngerschar auch Frauen, die ihn und seine Jünger mit ihrem Vermögen, mit ihrem Reichtum unterstützt hatten. Da hatten Reich durchaus in das Reich Gottes gefunden. Aber das konnte Jesus in diesem Moment nicht trösten.

Das aber bedeutet doch: Jesus war ganz offensichtlich ein Mensch, dessen Denken und Reden *wesentlich* auch von seinen Gefühlen mitbeeinflusst wurde. Aus diesem Grund war nicht er für die Schar seiner Jünger, sondern auch seine Jüngerschar für ihn von so großer Bedeutung. Auch sie ließ ihn die Wahrheit seines Evangeliums, seiner Verkündigung von der nahe gekommenen Gottesherrschaft erleben; denn *sie* war für ihn das nahe gekommene, schon gegenwärtig gewordene Gottesreich.

So gesehen zeigt sich m.E. aber wiederum etwas Neues – oder sagen wir etwas vorsichtiger: So gesehen, zeigt sich etwas, über das wir zumeist zu schnell hinweggehen:

Für Jesus war sein Evangelium nicht etwas, das man – einmal begriffen – in Treue zu Gott und zu sich selbst unabhängig von allem Weiteren immer verkündigen könnte. Das Evangelium will zugleich gelebt und erfahren werden – und dazu bedurfte es bereits für Jesus eines Kreises von Menschen, die man liebt und die einem durch ihr Vertrauen und ihr Entgegenkommen zu Brüdern, Schwestern und Müttern geworden sind.

Wer von diesen bereits bei Jesus erkennbaren Grundbedingungen absieht, entwirft bei seinen Ausführungen über das Evangelium ein lebensfremdes, nicht tragfähiges Konstrukt.

Lassen Sie mich das noch an einer weiteren Beobachtung festmachen.

B

Im Grunde wissen wir ja alle, dass es *so nicht* war! Und doch fällt es uns immer wieder schwer, uns von jenem Bild zu lösen, das Matthäus in den Kapiteln 5-7 seines Evangeliums so anschaulich gezeichnet hat: Jesus lehrt auf dem Berg als zweiter Mose nicht nur seine Jünger, sondern all „die vielen Menschen“ die wahre, vollkommene Gerechtigkeit.

Wir alle wissen, das gab es nicht! Und doch gehen wir immer wieder stillschweigend davon aus, Jesus habe mit seiner Verkündigung ein neues „ethisches Programm“ (P. Hoffmann) vorgetragen, für das er im Zeichen der Gottesherrschaft *alle* Menschen seines Volkes habe gewinnen wollen.

Bei näherem Zusehen melden sich da freilich sehr rasch Bedenken. Man muss nur einmal versuchen, Jesu Verkündigung nach Adressaten und Inhalt ein wenig aufzulisten. Da ergibt sich folgende grobe Einteilung:

- a) Worte und Gleichnisse, die die Gottesherrschaft, die *basileia tou theou*, zum Thema haben, etwa Mk 4,26-32; 9,1; Mt 13,44-46; 25,1-10; Lk 17,20f u.a.
- b) Worte und Gleichnisse, mit denen Jesus sein Verhalten einsichtig zu machen oder zu verteidigen sucht, etwa Mk 2,18 – 3,6; Mt 20,1-16; Lk 15 u.ö.
- c) Worte an diejenigen, die zu ihm kommen – etwa die „Selig-Preisungen“ Lk 6,20f – und die ihm nachfolgen wollen, etwa Mk 8,34-38; Lk 14,25-35; Mt 8,12-22 u.a.
- d) Worte an diejenigen, die ihm nachgefolgt sind, etwa Teile der Bergpredigt; Mk 10,35-44 oder Teile aus der „Aussendungsrede“ Mk 6,6b-13 parr u.a.
- e) Antworten auf Fragen, die an ihn herangetragen wurden: Mk 10,2-12.13-16; 12,13-37a; Lk 10,29-37 u.a.

Das bedeutet doch: Jesus kannte in seiner Verkündigung *von sich aus* eigentlich nur *eines*: *seine* Botschaft und deren Konsequenzen. Irgendwelche anderen Probleme, die es ja auch gegeben hatte – z.B. die Gestaltung des damaligen politischen, gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Lebens seines Volkes – diese Fragen beschäftigten Jesus (im Unterschied von Johannes, dem Täufer vgl. Lk 3,10-14!) von sich aus ganz offensichtlich *nicht!* Schon dies spricht gegen die Annahme, Jesus habe ein *neues*, für alle gültiges „Ethisches Programm“ verkünden wollen. Wir sollten hier vielleicht doch Mk 4,33f ernster nehmen:

„Durch viele solche Gleichnisse verkündete er ihnen das Wort, so wie sie es aufnehmen konnten. Er redete nur in Gleichnissen zu ihnen; seinen Jüngern aber erklärte er alles, wenn er mit ihnen allein war.“

Jesu weitere Äußerungen über den Kreis seiner Jünger hinaus sind nach Markus Reaktionen auf Anfragen, Angriffe u.ä., vgl. etwa auch Mk 7,1-23; 8,11-13 u.ö.

Zugegeben hier liegt ein Einwand nahe: In Jesu Verkündigung finden wir auch *neue* ethische Weisungen – man denke nur an die sogenannten „Antithesen“ der Bergpredigt, die ja zumindest teilweise auf den historischen Jesus zurückgehen dürften. Sprechen diese *neuen* Weisungen nicht doch *dafür*, dass es Jesus zumindest *auch* um eine „neue Ethik“ gegangen war?

Auch hier kommen wir nur weiter, wenn wir genauer darauf achten, *was* denn Jesus – unter Umständen auch in neuer Weise – konkret geboten hat.

Es zeigen sich folgende Weisungen (nicht berücksichtigt werden Weisungen, die von vornherein auf einen bestimmten Kreis beschränkt und auf spezielle Aufgaben bezogen waren, vgl. etwa Mk 6,7-11):

Die Weisungen:

nicht zu zürnen: Mk 5,21f

nicht zu richten, sondern einander zu vergeben: Lk 6,37-42

auch die Feinde zu lieben: Lk 6,27-36

nicht die Frau des Nächsten zu begehrn: Mt 5,27f

absolut zuverlässig zu sein: Mt 5,37 (vgl. Jak 5,12)

einander zu dienen, gerade wenn man etwas Besonderes sein möchte: Mk 9,33-35; 10,35-44

keinen Anstoß zu geben: Mk 9,42f

sich vor dem „Sauerteig der Pharisäer und Herodianer“ zu hüten: Mk 8,14f

Gott vorbehaltlos zu vertrauen: Mk 7,9-11; Lk 11,5-8; 18,1-8.

Fragt man nun einmal, was Jesus wohl bewogen haben könnte, gerade *diese* Weisungen auszusprechen, und welches Ziel Jesus mit ihnen verfolgt haben könnte; was also wohl ihr ursprünglicher „Sitz im Leben“ war, dann führen alle Antworten auf den Jüngerkreis hin – auf seine Nöte und Schwierigkeiten [auch und gerade Mt 5,27f: da lebten junge Männer und Frauen plötzlich in einem „Freiraum“ zusammen!], auf seine Bedürfnisse und seine Chancen!

Oder anders ausgedrückt: Auch dort, wo der historische Jesus zu einem *neuen* Verhalten aufrief, verkündigte er nicht einfach seinem Volk, also Israel, eine „neue Ethik“, vielmehr formulierte er *im Blick auf seine Jüngerschar*, wie sich die einzelnen Jüngerinnen und Jünger verhalten *müssen*, wenn sie *ihrer* Situation – ihrem Leben im Reiche Gottes – gerecht werden wollen. Der historische Jesus hatte kein eigenes „ethisches Konzept“. Seine Weisungen stellen vielmehr *seine* Antwort auf die Nöte und Bedürfnisse seiner Jüngerschar dar – im Horizont seiner Verkündigung von der nahegekommenen Gottesherrschaft.

Deshalb verraten wir den Gewinn aus Jesu Leben, wenn wir den Eindruck erwecken, als ob dort, wenigstens dort, das Evangelium selbstverständlich gelebt werden könne, wo ihm *geglaubt* wird. Das Evangelium verlangt nämlich – damit es seine Wahrheit kund tun kann! – zugleich eine überschaubare, erlebbare Gemeinschaft, die von sich aus jetzt und heute dem Reich Gottes entsprechen und Raum geben will, eingedenk des Wortes Jesu:

„Keiner näht einen Flicken ungewalkten Stoffes auf ein altes Gewand; wenn aber doch, reißt das Füllstück von ihm, das neue vom alten, und schlimmer wird (der) Riss. Und keiner schüttet jungen Wein in alte Häute, wenn aber doch, zerreißen wird der Wein die Häute, und der Wein wird vernichtet und die Häute; sondern junger Wein in neue Häute.“ (Mk 2,21f)

C

An diesem Punkt zeigt sich nun freilich, wie verhängnisvoll jenes Jesusbild ist, das sich – zumindest im deutschen Sprachraum – seit Ende der 60iger Jahre mehr und mehr ausgebretet und durchgesetzt hat und das sich auch noch im Jahr 1999 so anhörte:

„Ihm [d.h. Jesus] wird das Etikett 'Fresser und Säufer, Freund der Zöllner und Sünder' (Lk 7,34) angehängt. Dieses Verhalten ist kein Fauxpas, sondern Programm. Sein Gott ist ein Gott, der sich ohne Vorbehalt den Menschen zuwendet, gerade denen am Rande: den Armen, den Kranken, den Kindern, den Frauen und eben auch den Sündern.“ (P. Hoffmann, Die befreiende Erinnerung an Jesus von Nazaret, in: ORIENTIERUNG 63, 1999, 165-170, 166)

Natürlich stimmt es: Jesu Gott „ist ein Gott, der sich ohne Vorbehalt den Menschen zuwendet“, und unbestreitbar ist gewiss auch, dass man Jesus „das Etikett 'Fresser und Säufer, Freund der Zöllner und Sünder' angehängt“ hat. Doch was dann als Beispiel für Jesu Gottesverständnis angeführt wird – dass er sich gerade denen am Rande zugewandt habe: den Armen, den Kranken, den Kindern, den Frauen und eben auch den Sündern –, das ist reine Ideologie! Und zwar aus folgenden Gründen:

1. Wenn wir hören und lesen, dass Jesus sich in besonderer Weise *den Armen* zugewandt habe, dann dürften die meisten von uns wohl zunächst an Jesu Seligpreisung denken:

„Selig ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes!“ (Lk 6,20b)

Nur, in diesem Fall waren die Armen zu Jesus gekommen, nicht umgekehrt! Weil sie – und wohl vor allem sie, die Armen – zu Jesu Zuhörern gehörten, lag es nahe, dass Jesus sich zuerst an sie wandte! Die anderen, die Nicht-Armen, also eher: die Handwerker, die Kaufleute, die „Angestellten und Beamten“, alle also, die einen festen Beruf und ein geregeltes Einkommen hatten – sie hatten es sich wohl in den wenigsten Fällen leisten können, sich „frei“ zu nehmen, um Jesus nachzulaufen und zuzuhören.

Und das dürfte auch von denen gegolten haben, die in ihrem konkreten Leben ihr Glück und ihre Zufriedenheit gefunden hatten. Es dürften doch eher die Unglücklichen und Hoffnungslosen gewesen sein, die aus ihrem bedrückenden und vielleicht auch langweiligen Alltag sich auf den Weg gemacht hatten, um bei Jesus Trost und neue Hoffnung zu finden. Deshalb lagen auch noch die beiden weiteren wohl authentischen Seligpreisungen nahe:

„Selig, Ihr jetzt hungert, denn ihr werdet satt werden, selig, die ihr jetzt weint, denn ihr werdet lachen.“ (Lk 6,21)

Ja, es waren wohl vor allem die Armen – aber noch einmal: Es war nicht Jesus gewesen, der sich von sich aus in besonderer Weise an sie gewandt hatte, um ihnen „seinen“ Gott nahe zu bringen. Die Evangelien berichten von keinem einzigen Schritt, den Jesus deshalb von sich aus auf einen Menschen zu getan hätte, weil er arm war.

Nicht anders war es bei den Kranken. Denn selbst wenn man in Joh 5,1-9, in dem Bericht von der Heilung eines Gelähmten am Teich Betesda, eine zutreffende historische Erinnerung annimmt – wenn also in diesem einen Fall die Initiative zur Heilung von Jesus ausgegangen wäre -, und selbst wenn man die Erzählung von der Erweckung des toten Jünglings von Naïn (Lk 7,11-17) wörtlich nehmen wollte, es gibt in allen vier Evangelien mit ihren vielen Heilungsgeschichten und Sammelberichten keine weiteren Fälle, in denen Jesus von sich aus auf einen kranken Menschen zugegangen wäre. Es waren immer die Kranken, die zu Jesus gebracht wurden! Nie war es Jesus, den es dazu trieb, *durch sein eigenes spontanes Verhalten* den Kranken und den übrigen Menschen Gott als den zu offenbaren, der sich gerade den Menschen am Rande *ohne Vorbehalt* zuwendet. Und so ist es auch bei den Kindern und Frauen: *Einmal* wandte sich Jesus einem Kind zu – aber da geschah es zu Demonstrationszwecken (Mk 9,36f), ansonsten wurden die Kinder zu Jesus gebracht (vgl. Mk 10,13). Bei den Frauen aber sieht es noch schlechter aus: In keinem einzigen Fall wird berichtet, dass Jesus sich zur Verdeutlichung seiner Botschaft aus eigenem Antrieb einer Frau zugewandt habe: Jesus wandte sich der Sünderin erst zu, nachdem er *über* sie mit Simon, dem Pharisäer, gesprochen hatte (Lk 7,48)! Und die Ehebrecherin? Auch sie hatte man vor Jesus geschleppt und auch sie war die Letzte, an die Jesus sich wandte (vgl. Joh 8,3-11)!

Gewisse, auch gegenüber den Kindern und Frauen war Jesu Verhalten von seinem Gottesbild geprägt. Aber wir entwerfen ein irreführendes, verhängnisvolles Bild von Jesus, wenn wir den Eindruck erwecken, als ob Jesus sich um Gottes willen bewusst denen am Rande zugewandt habe. Es mag hart klingen, aber wir kommen m.E. nicht daran vorbei: Wer als Kranke, als Kind, als Frau darauf gewartet hätte, dass es ihm oder ihr durch Jesu überraschende Zuwendung leichter fallen könnte, daran zu glauben, dass Gott auch ihn oder sie nicht vergessen hatte, der hätte *selbst in der Nähe Jesu* wohl lange darauf warten können.

Aber, so könnte man jetzt noch einwenden: Da gab es doch wenigstens *eine* Gruppe am Rand, denen Jesus sich gerade deshalb zuwandte, um für sie Gottes vorbehaltloses Entgegenkommen glaubhaft erfahrbar zu machen. Da sind doch noch *die Sünder*!

Doch auch hier liegen wir schlicht und einfach falsch – und zwar gleich aus mehreren Gründen: Zunächst einmal trifft es schon in sprachlicher Hinsicht nicht zu, dass zur Zeit Jesu als Sünder Menschen galten, „die einen unmoralischen Lebenswandel führten“ oder „einen unehrenhaften Beruf ausübten“ (so zuletzt etwa H. Merklein, Jesu Botschaft von der Gottesherrschaft. 3., überarbeitete Auflage. Stuttgart 1989, 79 im Anschluss an J. Jeremias). Auch wenn unsere (katholischen und evangelischen) Exegeten nicht müde werden, solches unter Berufung auf J. Jeremias stets aufs neue zu wiederholen – es gibt im griechischsprachigen jüdischen Schrifttum der Zeitenwende keine einzige Stelle, an der *hamartōlos = Sünder* in diesem Sinn gebraucht würde (ehrlicherweise sei freilich gesagt, das Josephus Flavius und Philo von Alexandrien das

harmartōlos überhaupt nicht gebrauchen!). An den wenigen Stellen, an denen im restlichen Schrifttum des griechischsprechenden Judentums der Zeitenwende von den *harmatōloi* die Rede ist, sind ganz eindeutig keineswegs Menschen „am Rande“ gemeint.

So heißt es etwa 1 Makk 2,48 von den jüdischen Freiheitskämpfern:

„Sie entrissen das Gesetz der Gewalt fremder Völker und der Hand der Könige. Dem Sünder ließen sie keine Macht.“

1 Makk 2,62 mahnt Mattatias seine Söhne: „Habt keine Angst vor den Worten eines Sünders! Seine Herrlichkeit verfällt der Fäulnis und den Würmern.“

Und schließlich heißt es in den sogenannten Testamenten der XII Patriarchen im Testament Benjamins: „Der gute Mann hat kein finstres Auge. Denn er erbarmt sich aller, auch wenn sie Sünder sind. Auch wenn sie über ihn zum Bösen planen, so besiegt er, das Gute tuend, das Böse.“ (TestBenj 4,2f)

Die Sünder – sie haben Macht und Herrlichkeit. Sie können über andere planen und verfügen und so liegt es nahe, sich vor ihren Worten zu fürchten. Wer von den „Sündern“ sprach, dachte keineswegs an irgendeine gesellschaftliche Randgruppe; an Menschen, die gemieden wurden. Die Sünder, die *hamartōloi*, das waren immer noch die (mit *hamartōloi* in der LXX wiedergegebenen) *r'šā'im*, d.h. die Frevler. Und sie werden bereits in Ps 73 so charakterisiert:

„Ich aber – fast wären meine Füße gestrauchelt, beinahe wäre ich gefallen.

Denn ich habe mich über die Prahler ereifert, als ich sah, dass es diesen Frevlern so gut ging.

Sie leiden ja keine Qualen, ihr Leib ist gesund und wohlgenährt.

Sie kennen nicht die Mühsal der Sterblichen, sind nicht geplagt wie andere Menschen.

Darum ist Hochmut ihr Halsschmuck, wie ein Gewand umhüllt sie Gewalttat.

Sie sehen kaum aus den Augen vor Fett, ihr Herz läuft über von bösen Plänen.

Sie höhnen, und was sie sagen, ist schlecht; sie sind falsch und reden von oben herab.

Sie reißen ihr Maul bis zum Himmel auf und lassen auf Erden ihrer Zunge freien Lauft.

Darum wendet sich das Volk ihnen zu und schlürft ihre Worte in vollen Zügen.

Sie sagen: 'Wie sollte Gott das merken? Wie kann der Höchste das wissen?'

Wahrhaftig, so sind die Frevler: Immer im Glück, häufen sie Reichtum auf Reichtum.“ (Ps 73,2-12; vgl. Ps 10,2-11)

Die Sünder – sie hatten Macht und Ansehen, obgleich sie inmitten ihres Volkes in bewusstem, öffentlich eingestandenem Widerspruch zum Gesetz lebten. Das hatte sie jedoch keineswegs an den Rand der Gesellschaft, sondern weit eher in das Zentrum der Macht gebracht. *Und andere Gruppen von „Sündern“ gab es auch im Israel der Zeit Jesu nun einmal nicht!*

Zugegeben, Sie haben wohl noch anderes gelernt; denn noch immer kann man – zumindest im Einflussgebiet der deutschsprachigen neutestamentlichen Exegese – Folgendes lesen:

„Zur Zeit Jesu galten als Sünder Menschen 'die einen unmoralischen Lebenswandel führten' oder 'einen unehrenhaften Beruf ausübten'.“ (H. Merklein, Jesu Botschaft von der Gottesherrschaft. 3., überarbeitete Auflage. Stuttgart

1989, 79)

Dieses Urteil stützt sich – nicht nur hier, sondern eigentlich immer – auf die Arbeiten von Prof. Joachim Jeremias, der ja seit den 50er Jahren mit zu den Kennern des Judentums z.Zt. Jesu gezählt wurde. Und in der Tat: Bei Prof. Jeremias finden sich in der „Summa“ seiner exegetischen Arbeiten, in seiner „Neutestamentliche(n) Theologie. Erster Teil – Die Verkündigung Jesu. Gütersloh 1971,111f“ folgende Sätze:

„Der Begriff 'Sünder' hatte in der Umwelt Jesu einen ganz bestimmten Klang. Er bezeichnete nicht nur ganz allgemein die, die Gottes Gebot notorisch missachteten und auf die deshalb jeder mit dem Finger wies, sondern speziell dann auch Menschen, die verachtete Berufe ausübten. Wir haben Tabellen, in denen verfemte Gewerbe zusammengestellt sind. Es handelt sich teils um Gewerbe, die nach allgemeiner Ansicht zur Unsittlichkeit verleiteten vor allem aber solche, die zur Unerlichkeit verführten...“

Zum Beleg dafür verweist J. Jeremias auf seine 1958 in 2. Auflage erschienene Arbeit *Jerusalem zur Zeit Jesu*. Dort findet sich – im Rückgriff auf seine bereits 1931 in der ZNW erschienene Arbeit „Zöllner und Sünder“ – ein listenförmig angeordneter, vierfacher Überblick über „verachtete Gewerbe“.

Liest man die von Jeremias genannten Texte genauer, zeigt sich relativ schnell, dass sie untauglich sind, den gegen Jesus erhobenen Vorwurf, er pflege auch mit Sündern Gemeinschaft, zu klären.

Bei der ersten so genannten Liste – in Wirklichkeit handelt es sich um die situationsbedingte Nennung verschiedener Berufe – hierbei also handelt es sich, wie J. Jeremias selbst einräumt, um das persönliche Urteil eines um 150 nach Christus lebenden Gelehrten im Zusammenhang mit der Frage, welchen Beruf man seinen Sohn lernen lassen sollte. Unter diesem Aspekt nennt Abba Scha'ul nun folgende Berufe:

- | | | |
|----------------|-----------------|-------------|
| 1. Eseltreiber | 2. Kamelsführer | 3. Schiffer |
| 4. Fuhrmann | 5. Hirt | 6. Krämer |
| 7. Arzt | 8. Fleischer | |

Von diesen Gewerben behauptet nun der jüdische Gelehrte (um 150 n.Chr.!), dass es sich bei ihnen um „Räubergewerbe“ handle. Dennoch wird keiner, der einen dieser Berufe ausübte, aufgrund seines Berufs „Sünder“ genannt. Das heißt: es wäre geradezu abenteuerlich anzunehmen, Jesus habe sich den Vorwurf, mit Sündern zu essen und Gemeinschaft zu pflegen, deshalb zugezogen, weil er sich mit Eseltreibern, Kamelsführern, Hirten, Krämern und Ärzten zusammentat und solidarisierte. Völlig unklar ist, was die zweite Liste in dem Zusammenhang „Jesus und die Sünder“ soll. Sie umfasst 3 Berufe – „1. Hundekotsammler. 2. Kupferschmelzer. 3. Gerber“ – und von dieser Liste muss selbst Jeremias einräumen:

„Die Liste 2 nennt drei Gewerbe, die zwar nicht als unehrenhaft, wohl aber, namentlich um des mit ihnen verbundenen üblen Geruchs wegen, als *ekelerregend* galten... Immerhin ist jedoch zu beachten, dass es sich nicht um einen moralischen Makel handelt.“ (S. 180f)

Auch die in der dritten Liste zusammengestellten Berufe werden genannt im Zusammenhang mit der Frage, welche Berufe man seinen Sohn lernen lassen soll und welche nicht. Aber auch hier wird von den genannten Berufen nicht abgeraten, weil diejenigen, die sie ausübten, als „Sünder / Frevler“ gegolten hätten, sondern weil man sich dabei „mit Frauen zu befassen hatte“ – und dieser Umgang galt als schlecht (nämlich: 1. Goldschmied 2. Flachsheckler 3. Schärfer von Handmühlensteinen 4. Hausierer 5. Weber 6. Barbier 7. Wäscher) – oder weil das Gewerbe verächtlich war (8. Aderlässe 9. Bademeister 10. Gerber).

So bleibt die vierte Liste. Bei ihr geht es darum, welche Berufe einen Mann bei Prozessen, *die sich mit Geldangelegenheiten befassen*, zu Zeugen oder Richtern untauglich machen. Genannt werden: 1. Würfelspieler 2. Wucherer 3. Veranstalter von Taubenwettflügen 4. Händler mit Früchten des Brachjahres 5. Hirten 6. Steuererheber 7. Zöllner.

Diese Sieben galten aufgrund ihres bisherigen Umgangs mit (Geld- oder Sach-)Werten als unzuverlässig und deshalb – begrenzt! (wir kommen darauf zurück) – als prozessuntauglich. Dennoch wurden sie nie mit dem Terminus „Sünder“ stigmatisiert.

Es ist daher in mehrfacher Hinsicht verhängnisvoll und irreführend, wenn J: Jeremias schreibt:
„Es ist bezeichnend, dass der Sprachgebrauch Steuereinnehmer und Diebe, Zöllner und Räuber; Steuereinnehmer, Räuber, Geldwechsler und Zöllner; Zöllner und Sünder; Zöllner und Heiden; Zöllner und Dirnen; Räuber, Betrüger, Ehebrecher und Zöllner; Mörder, Räuber und Zöllner zusammenstellte, ja den Zöllner geradezu Sünder nannte.“ (a.a.O. 183)

Am verhängnisvollsten wirkte sich die Schlussbehauptung aus:

„Es ist bezeichnend, dass der Sprachgebrauch... den Zöllner geradezu Sünder nannte.“

Denn nur in *einer* der von Jeremias genannten Aufzählungen wird der „Zöllner“ als „Sünder“ definiert: Lk 19,7 – im Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner. Da bezeichnet der Zöllner *sich selbst* als Sünder. Das aber lässt keinerlei Rückschlüsse auf den allgemeinen Sprachgebrauch zu, denn schließlich blieb dem Zöllner in diesem Gleichnis gar keine andere Selbstbezeichnung übrig, wenn das Gleichnis nicht seine Pointe verlieren sollte!

Aber auch in den anderen Fällen war es nicht „der Sprachgebrauch“, der die genannten Gruppen zusammenstellte, sondern ein ganz bestimmter vergleichbarer Sachaspekt.

Wenn beispielsweise *bBabaQamma* X,2 „Zöllner“ und „Räuber / Wegelagerer“ nach und neben einander genannt werden, dann lässt sich draus eben nicht schließen, beide wären im Judentum gleich angesehen und eingeschätzt worden. Dass sie hier neben einander genannt werden, verdanken sie einem bestimmten Sachaspekt – ohne jegliche moralische Qualifikation. Die von Jeremias angeführte Stelle lautet nämlich vollständig:

„Wenn Zöllner einem seinen Esel wegnehmen und ihm einen anderen geben, oder Wegelagerer einem sein Gewand rauben und ihm ein anderes geben, so gehören diese ihm, weil der Eigentümer sie aufgegeben hat. Wenn jemand etwas aus einem Strom, von einer Räuberbande oder Wegelagerer rettet, so gehört es ihm, wenn der Eigentümer es aufgegeben hat. Dasselbe gilt auch von einem Bienenschwarm [der aus einem fremden Bienenstock ausgewandert ist und sich bei ihm niederlässt]; wenn der Eigentümer ihn aufgegeben hat, so gehört er ihm.“ Das Gleiche gilt, wenn *bNedarim* III,4 „Mörder, Räuber und Zöllner“ nebeneinander genannt werden: was sie in diesem Fall verbindet, ist die Möglichkeit, einem Menschen etwas unberechtigt wegzunehmen – nur wo dies gegeben ist, stehen sie sozusagen auf der gleichen Stufe. Der Text heißt zunächst:

„Man darf Mörtern, Räubern und Zöllnern geloben, dass es [was genommen werden soll] Hebe ist, auch wenn es keine Hebe ist, dass es königliches Gut ist, auch wenn es kein königliches Gut ist...“

Daran schließt sich aber folgende Diskussion:

„Šemuel sagte ja aber, das Gesetz der Regierung sie Gesetz [demnach darf man einem Zöllner nicht falsch geloben!]!?!? R. Henana erwiderte im Namen R. Kahanas im Namen Šemuels: Dies gilt von einem Zöllner ohne Begrenzung [des Zolles seitens der Regierung; der also nimmt, was er nur kann]. In der Schule R. Januajs erklärten sie: Von einem Freibeute-Zöllner.“

Das heißt: im Bewusstsein (und im Sprachgebrauch!) der jüdischen Gelehrten gab es zwischen „Mörtern, Räubern und Zöllnern“ durchaus wesentliche Unterschiede!

Irreführend ist es schließlich auch, wenn Jeremias im Rückblick auf die in Liste 4 genannten Gewerbe behauptet, dass deren Angehörigen „öffentlich de iure entrichtet und geächtet“ gewesen wären:

„Wer eines dieser Gewerbe betrieb, hatte die Fähigkeit verwirkt, ein Richteramt zu bekleiden und war dem heidnischen Sklaven gleichgestellt in der Unfähigkeit zur Zeugenaussage. Mit anderen Worten: Er war selbst solcher bürgerlichen Ehrenrechte entkleidet, auf die sonst jeder Israelit, sogar ein solcher mit schwerem Makel der Abstammung wie der Bastard, Anspruch hatte.“ (183f)

Das stimmt nicht! Denn die in Liste 4 ja ebenfalls genannten *Hirten*; *Steuererheber*; *Zöllner* waren beispielsweise keineswegs als (überaus wichtige!) Zeugen bei der Frage des Neumonds ausgeschlossen. Da heißt es nämlich nur:

„Folgende sind [als Zeugen] unzulässig: Würfelspieler, Wucherer, die Tauben fliegen lassen, die mit [Erzeugnissen] des Siebentjahres handeln und Sklaven.

Die Regel ist: Zu jedem Zeugnis, zu dem eine Frau unzulässig ist, sind auch diese unzulässig.“ (*bRoš Hašana* I. VIII)

Aus keiner der von Jeremias bemühten Stellen lässt sich der Nachweis erbringen, dass zu den *Sündern* im Bewusstsein der Zeitgenossen Jesu auch Angehörige „verachteter Gewerbe“, also sozusagen „Menschen 2. Klasse“ gehört hätten. „Die Sünder“ als gesellschaftliche Randgruppe hat es nie gegeben.!

Und das wusste im Tiefsten auch Jeremias, sonst hätte er beim Abschluss seiner Ausführungen *die Sünder* nicht in Anführungszeichen gesetzt – in Anführungszeichen, die später freilich verloren gingen! Sein Résumee lautete damals nämlich noch:

„Man kann an Hand dieser Tatsache ermessen, welche Ungeheuerlichkeit es war, dass Jesus einen Zöllner in seine engste Jüngergemeinschaft berief, und dass er die Frohbotschaft den Zöllnern und 'Sündern' [!] in der Bildsprache der Tischgemeinschaft verkündigte.“ (184)

Fazit:

Wenn wir uns an das halten, was das älteste Evangelium von Jesus noch erkennen lässt, zeigt sich zunächst einmal folgendes Bild:

Jesus hatte sich nach der Gefangensetzung Johannes des Täufers mit einer anderen, ganz neuen Botschaft an die Menschen in Galiläa gewandt. Nach ihr war die Geschichte Israels deshalb an ihr Ende gekommen, weil Gott nun (menschlich gedacht und gesprochen) anders als bisher inmitten seines Volkes bereits anwesend war – als Bräutigam seines *ganzen* Volkes.

Deshalb war Jesus durch Galiläa gezogen, um diese Tatsche in den Synagogen bekannt zu machen (Mk 1,21.39; 3,1), und um die Menschen, die zu ihm gekommen waren, in ihrem Glauben daran zu stärken: durch die Art und Weise, wie er zu ihnen vor allem durch seine Gleichnisse (Mk 4,33f) von Gott sprach, aber auch durch seine Taten, die für ihn von Gott her möglich wurden (Mk 3,22-30).

Die Überzeugung, dass Gott als Bräutigam seines Volkes bereits anwesend war, hatte Jesu Leben aber auch noch in einer anderen Hinsicht verändert: Weil Gott (in Jesu Augen) auf dem Weg zur Hochzeit war, konnte man Gott *begleiten* – so wie es auch sonst die Freunde des Bräutigams taten. Und deshalb suchte Jesus über seine Verkündigung hinaus Männer, die bereit waren, sich mit ihm wie Freunde um den Bräutigam zu scharen.

Ein neuer Blick auf Jesus (III)

Wer war Jesus gewesen und was war wohl der Sinn seines Lebens gewesen? Welches Ziel hatte er verfolgt, als er – der Zimmermann aus Nazaret – seinen Beruf aufgab und sich öffentlich an seine Zeitgenossen wandte? Und weshalb war er eigentlich gestorben?

Natürlich können wir bei dem Versuch, diese Fragen zu beantworten, nicht von dem absehen, was wir dazu noch weithin von Kindesbeinen an gehört, gelernt und übernommen haben. Und so bedenken wir, die Christenheit des Abendlands und die Christenheit des Morgenlands, das Leben und Sterben Jesu seit knapp 2000 Jahren im Licht und im Horizont des Neuen Testaments.

Doch was war das Licht und der Horizont *jener* gewesen, die uns im Neuen Testament *ihre* Antworten auf die Fragen nach dem Sinn von Jesu Leben und Sterben hinterließen?

Sie kennen natürlich die Antwort:

Das *Licht*, in dem die Verfasser der neutestamentlichen Schriften Jesus sahen, war das strahlende, neue Leben, in dem zumindest ein Teil von ihnen Jesus an Ostern gesehen hatten.

Der Horizont aber, in dem sie Jesus mit seiner Geschichte sahen, war ihre Heilige Schrift. Mit ihrer Hilfe wurde es ihnen möglich, dem Ganzen einen Sinn abzugewinnen: dem öffentlichen Wirken, ja dem Leben Jesu überhaupt, das zunächst unverständlich gewaltsam am Kreuz geendet hatte und sich ihnen dann doch strahlend aufs neue zeigte.

Wir haben es also dort, wo das Neue Testament auf Jesus zu sprechen kommt, mit drei Fakten zu tun:

- a) mit dem Leben und Wirken Jesu von Nazaret;
- b) mit Jesu Kreuzigung;
- c) mit der Erfahrung, dass dieser gekreuzigte Jesus aufs Neue strahlend-machtvoll lebt.

Wie diese drei Fakten zusammengehören könnten – sich und den anderen darauf einen Reim zu machen, ist das Anliegen zumindest der meisten neutestamentlichen Schriften.

Nur, können wir weiterhin stillschweigend voraussetzen, dass die Deutungen, die beispielsweise die vier Evangelien dem Leben und Sterben Jesu im Licht der urchristlichen „Auferweckungserfahrung“ geben, *zwingend* sind? Dass sie guten Gewissens gegeben wurden und dass sie im Horizont der Bibel Israels vernünftigerweise denkbar waren, soll damit überhaupt nicht in Frage gestellt werden. Die Frage ist nur: Wäre das Ganze – a) bis c) – nicht auch anders verstehbar und denkbar, vor allem wenn man versucht, sich möglichst eng von den geschichtlichen Abläufen führen zu lassen?

Wie das gemeint ist, möchte ich Ihnen nun abschließend an drei „Blöcken“ verdeutlichen.

A

Das Erste, was wir sachlich neu bedenken müssten, ist m.E. die Frage: Was bedeutet es wohl, dass Jesus seine Einsicht: „Der Satan ist aus dem Himmel gefallen!“ als „Das Reich Gottes *ist da!*“ formulierte? Was behauptete Jesus damit in sachlicher Hinsicht von seiner Gegenwart? Denn es ist ja nicht so, als ob Jesus damit den *Anbruch* der Gottesherrschaft behauptet und diesen Anbruch gar mit seiner Person verbunden hätte.

Auch wenn wir solches in ökumenischer Eintracht immer wieder zu hören bekommen, trifft dies aus mehreren Gründen nicht zu:

1. Nach jüdischem Glauben – auch schon zur Zeit Jesu – war das Königtum / die Herrschaft Gottes keineswegs nur eine transzendenten Wirklichkeit außerhalb dieser Welt, so dass sie erst *zukünftig* irgendwann einmal dieser Welt und Zeit nahe kommen und in ihr anbrechen müsste. Vielmehr: Seitdem Israel am Sinai die Tora auf sich genommen hatte, war – nach jüdischer Auffassung – Gottes Herrschaft und Reich auch schon eine weltimmanente Realität. Weshalb

2. ein jeder Jude – auch schon zur Zeit Jesu –, der das *s'ma' Jjsrael*, als sein Glaubensbekenntnis betete, für sich „das Königtum Gottes“ auf sich nahm. Jeder gläubige Jude verwirklichte demnach auch schon im Bewusstsein des Judentums der Zeitenwende bereits in *seinem* Leben die Gottesherrschaft. Im Leben aller gläubigen Juden hatte das Reich Gottes also schon längst „anfanghaft begonnen“. Deshalb erwartete

3. kein Jude zur Zeit Jesu den Anbruch sondern *die Vollendung* der Gottesherrschaft – weshalb ja auch Jesus seine Jünger um das endgültige Kommen des Gottesreichs beten ließ (Mt 6,10; Lk 11,2). Nur, weshalb konnte Jesus dann trotzdem auch behaupten: „Das Reich Gottes *ist da!*\“, und das doch kaum nur in dem traditionellen Sinn, in dem ein jeder erwachsene Jude täglich sein *s'ma' Ijsrael* betete! Weshalb war das Reich Gottes für Jesus schon *da* und was bedeutete dies für ihn persönlich? Ich darf jetzt noch einmal kurz auf heute Vormittag zurückgreifen:

Von großer Bedeutung war für Jesus die Verkündigung Johannes des Täufers gewesen. Mit ihm oder vielleicht gar erst durch ihn war Jesus zu der Überzeugung gekommen: Israels Zeit ist am Ende, die Zeit ist voll; denn Gott hat sich auf den Weg zu Israel gemacht.

Doch weil Jesus in Gott den Bräutigam sah, der bereits in Israel unterwegs war, sah er in seiner Gegenwart eben nichts Schreckliches auf Israel zukommen. Im Gegenteil! Die Gegenwart barg Gottes Herrschaft / Gottes Reich *in* sich. *Sie* würde sich aus der Gegenwart ergeben und herausschälen.

Doch was sah Jesus *eigentlich*, wenn er „die Gottesherrschaft“ *in* der Gegenwart sah? Wie müssen wir das in „nichtreligiöser“ Sprache verstehen? Wie erklären wir das, was Jesus *gegenwärtig* sah, Menschen, für die der Begriff „Herrschaft / Reich Gottes“ nichts sagend geworden ist?

Die Zeit ist zu kurz, um dieses Problem ausführlich und möglichst umsichtig zu lösen. Wer immer sich dafür interessiert, den / die kann ich nur auf kommenden Montag, 29. 10., verweisen. Ihre Fakultät lud mich ein, dieses Problem in einer Gastvorlesung (zwischen 8.30 und 10.00 Uhr) zu erörtern: „Reich Gottes – Bibeltheologische Grundlegung und ihre Vermittlung in Gemeinde und Schule“.

Für unseren jetzigen „neuen Blick auf Jesus“, muss, leider, Folgendes genügen:

1. Vom „Reich Gottes“ zu reden, war – wie Sie ja alle wissen – keineswegs Jesu ureigener Einfall. Eine lange Tradition hatte ihm diesen Begriff vorgegeben. Aber auch an deren Beginn war der Terminus „Reich Gottes“ nicht einfach vom Himmel in das Denken des Volkes Israel gefallen, vielmehr deutete Israel in diesem Begriff wichtige vorangegangene und gegenwärtige Erfahrungen: Als Allererstes die sogenannte Exodus-Erfahrung, das heißt: die Erfahrung, *ursprünglich* als mehr oder minder große Gruppe von Ägypten her vielen Gefahren und Anfeindungen wundersam entkommen zu sein und als Fremde ein eigenes Land, eigenen Grund und Boden zum Lebensraum und als Lebensgrundlage gefunden zu haben. Nun konnte man sich freilich solch überraschende positive Vorgänge letztlich nur als Werk eines dazu mächtigen Gottes denken – eines Gottes, der sich auf diese Weise inmitten der Völkerwelt ein Reich geschaffen und seine Herrschaft etabliert hatte. Und so war es auf dem Hintergrund der ja bekannten Verfassungen der spätbronzezeitlichen

Stadtstaaten nur nahe liegend, diesen machtvollen Gott als König und sich und das eigene Leben als Ort der Herrschaft, als Reich dieses Gott-Königs zu denken und zu deuten.

Nicht zufällig kulminiert „das Lied des Mose“, das Mose nach biblischer Darstellung nach der Rettung am Schilfmeer zusammen mit den Israeliten sang (Ex 15,1-18), in dem Bekenntnis:

„Der Herr ist König für immer und ewig.“ (Ex 15,18)

Oder anders, „profaner“ ausgedrückt: Am Beginn der Reich-Gottes-Vorstellung paarte sich sozusagen

a) die Erfahrung, dass das Leben *auch* ungeahnte und kaum vorstellbare positive Möglichkeiten in sich birgt, mit

b) dem Glauben, dass inmitten allen Geschehens auch ein machtvoller Wille am Werk ist, der es (zumindest mit dem eigenen Volk) gut meint.

Zu dieser Erfahrung, an die in Israels Leben immer wieder erinnert wurde, gesellte sich als Zweites:

2. Die Erfahrung, in der eigenen – persönlichen und gesellschaftlichen – Gestaltung des Lebens nicht einfach frei zu sein, sondern bestimmte Weisungen, Satzungen und Gebote beachten zu müssen, wenn man wirklich Erfolg haben und lange leben wollte. Und gerade sie, diese lebensfördernden Gesetze, wurden immer konsequenter mit dem Gott in Verbindung gebracht, der einst *gerettet* hatte.

Es waren also gerade die Weisungen und Gebote, auf die die einzelnen Israeliten und Israelitinnen in ihrem Leben konkret stießen und die von ihnen Beachtung forderten, die es dem Volk *erfahrbar* machten, dass es im Herrschaftsraum eines königlichen Gottes lebte, der mit *seinem* Willen alle Kräfte zu lenken beanspruchte.

Nun führten aber viele Weisungen und Gebote dort, wo sie befolgt wurden, tatsächlich zum Wohlergehen der Gemeinschaft und des einzelnen. Man machte mit den göttlichen Geboten unbestreitbar *positive* Erfahrungen. Deshalb lag es nicht nur nahe, alle negativen Ereignisse im Leben der *menschlichen* Seite anzulasten. Die positiven Erfahrungen mit dem göttlichen Gesetz führten darüber hinaus zu der Überzeugung, dass die Welt und das Leben in ihr gut sein *wird*, wenn Gottes Herrschaft und Reich *gegenwärtig* sein wird. Wo Gottes Willen nicht mehr beeinträchtigt wird, kann das Leben nur mehr gut sein und gelingen!

In dieser Sicht war auch Jesus groß geworden, und nichts weist darauf hin, dass Jesus es anders gesehen hätte.

Wenn Jesus nun aber überzeugt, dass Gottes Herrschaft und Reich *gegenwärtig* war, auf das Leben seines Volkes blickte, dann sah er in ihm geradezu zwangsläufig eben auch das Angebot, angstlos, vertrauensvoll und mit Freude zu leben, weil – wenigstens im Rahmen von Gottes gegenwärtiger Herrschaft – das gute Ende keine Frage mehr war und die guten Möglichkeiten nicht länger der Zukunft vorbehalten blieben. Das heißt: Durch den Glauben an die Gegenwart des Reichen Gottes hatte sich Jesu Wahrnehmung des ihn umgebenden Lebens wesentlich verändert.

Damit stellt sich uns heute aber die Frage: Hatte Jesus sich jene positiven Möglichkeiten, die sich ihm nun in seinem Leben und im Leben seiner Mitmenschen zeigten, einfach nur eingebildet, oder hatte er sie gesehen, weil

a) sie im Leben vorgegeben und da waren, und weil

b) *sein Blick* sich verändert hatte und so für neue Eindrücke empfänglich geworden war?

Verzichtet man darauf, die positiven Möglichkeiten zu mystifizieren, die Jesus vor Augen hatte, als er *die Gegenwart* des Reichen Gottes verkündete – so als ob sie zu seiner Zeit und seinetwegen zusätzlich vom Himmel her dem Leben eingeflößt und beigegeben worden wären –, dann kann es sich bei ihnen nur um etwas Innerweltliches handeln, d.h. um etwas, das *mit dem Leben* gegeben ist und das dort, wo es wahrgenommen und *als Weisung* ernst genommen wird, zum Glück führt und das Glück ausmacht.

Ein Beispiel:

Wer von Ihnen jetzt im Geiste auf seine Stadt, auf seine Gemeinde oder auch nur auf seine Schule blickt, kann sehr Unterschiedliches vor Augen haben: Beispielsweise einen Haufen von Menschen, die infolge ihres unterschiedlichen Alters, ihrer so ungleichartigen sozialen Prägungen und

gesellschaftlichen Interessen, ihrer jeweiligen Fähigkeiten und Behinderungen in der Zukunft eine Vielzahl von nur schwer lösbar politischen und wirtschaftlichen Problemen mit sich bringen.

Man kann in derselben Situation aber auch vor Augen haben: einen Haufen von Menschen, die die Möglichkeit haben, gerade infolge ihrer Verschiedenheit passende Beziehungen zu finden und aufzunehmen; gefragt zu sein; nicht sinnlos vor sich hin, sondern Hand in Hand mit einander für etwas arbeiten zu können usw. usw.

Diese zweite Sicht könnte dann elektrisieren, wenn man plötzlich sehen würde, dass wir Menschen – aufgrund des Lebens, ob wir wollen oder nicht – auf eine Zukunft unterwegs sind, in der nun einmal eben diese *positiven* Möglichkeiten für alle aus „diesem Haufen“ verwirklicht sein werden. Dann aber wären die *menschlichen* Möglichkeiten „dieses Haufens“ doch nichts anderes als *das virtuelle Gottesreich*, die *virtuelle* Gottesherrschaft.

So gesehen und verstanden läge dann aber eine neu gesehene, neu entdeckte Bedeutung Jesu darin, dass er uns aufgrund *seiner* positiven Weltsicht darin bestärkt oder überhaupt erst dazu bringt, die positiven Möglichkeiten zu sehen, ernst zu nehmen und zu leben, die eo ipso mit dem Leben gegeben sind – völlig unabhängig davon, ob man sie auf den schöpferischen Willen eines Gottes zurückführt oder nicht.

Davon zu reden, dafür einzutreten und dementsprechend zu handeln geschähe dann nicht, weil auch wir uns dem Trend, „positiv zu denken“, verschrieben hätten, sondern weil wir nur damit der *inneren* Anlage und Ausrichtung des Lebens gerecht werden – womit wir es aber auch nicht mehr länger nötig hätten, um Jesu willen zu den Menschen *unserer* Zeit von der Herrschaft und dem Reich Gottes zu reden. *Für* diesen „neuen Blick auf Jesus“ spricht aber auch noch ein Zweites:

B

Was meinen Sie: Als Jesus begann, sein Evangelium zu verkünden, wusste er da wohl bereits, dass er Wunder wirken, Krankheiten heilen und Dämonen austreiben konnte? Wusste er da schon oder ahnte er es wenigstens, wie es konkret weitergehen würde?

Wir sind hier nicht einfach nur auf Vermutungen angewiesen, wenn wir die ersten eineinhalb Kapitel des Markusevangeliums etwas genauer betrachten und uns dabei nicht durch eine *reine Äußerlichkeit* blockieren lassen, an die wir uns fraglos gewöhnt haben. Ich meine damit zum einen das *Schriftbild* unserer traditionellen Bibelausgaben und zum anderen die Art und Weise, wie dem „Durchschnittschristen“ bei uns in der Regel das Evangelium nahe gebracht wird.

Inwiefern?

Nun, ich denke hier zunächst an die vielen und allem Anschein nach unvermeidlichen Zwischenüberschriften im *Druckbild* unserer Bibeln. Sie zerstückeln von Anfang an Jesu öffentliches Wirken in viele einzelne abgehackte Episoden (wofür unsere *Einheitsübersetzung* auch noch dadurch ein Übriges tut, dass sie die vielen *kai = und* unter den Tisch fallen lässt, womit der griechische Text Verbindungen herstellt!). Diese Zerstückelung lässt aber schwer den Gedanken aufkommen, das hier Berichtete könne sich tatsächlich zwangsläufig, logisch aus einander ergeben haben – zumal wenn man die Evangelien normalerweise nur perikopenweise, d.h. scheibchenweise zu Gehör bekommt und wahrnimmt.

Lassen Sie mich das Gemeinte an den ersten eineinhalb Kapiteln des Markusevangeliums verdeutlichen.

Mk 1,14 – 2,17

„Nachdem Johannes überliefert worden war, ging Jesus nach Galiläa, indem er das Evangelium Gottes verkündigte und sagte: 'Erfüllt ist die Zeit und da ist die Herrschaft Gottes. Kehrt um und vertraut auf das Evangelium!„, (1,14f)

Man bezeichnet diese beiden Verse gewöhnlich – wir sprachen bereits davon – als das vom Evangelisten verfasste *Summarium* der Verkündigung Jesu. Und so neigt man in der Regel dazu, bei der Frage nach dem historischen Jesus sehr schnell über sie hinwegzugehen. Den „eigentlichen“ Beginn von Jesu öffentlichem Wirken sieht man dann im folgenden Bericht von der Berufung der ersten Jünger: des Simon und des Andreas, des Jakobus und des Johannes (1,16-20). Und doch berichtet bereits V.14 davon, dass Jesus schon *vor* der Jüngerberufung in Galiläa unterwegs

gewesen war und in den Synagogen (vgl. VV.21.39) gepredigt hatte. Erwähnenswertes war dabei aber allem Anschein nicht vorgefallen; denn dass Jesus als erwachsener Mann in der Synagoge hier und dort das Wort ergriff, war vielleicht ein wenig auffällig, aber noch nichts Besonderes, „kaum der Rede wert“!

Den eigentlichen, entscheidenden „Knall“ in Jesu Leben, der ihn sozusagen in die *Öffentlichkeit* seines Volkes schleuderte, gab es interesseranterweise ganz offensichtlich keineswegs durch sein eigenes Bemühen, sondern von außen her – in der Synagoge von Kafarnaum:

Es war einer der Anwesenden, der durch *seine* Reaktion auf Jesu Verkündigung aus dem „normalen Prediger“ Jesus mehr werden ließ: Weil Jesus – aus welchen Gründen, wissen wir letztlich nicht – sich mit dem Gebaren dieses Mannes nicht abfinden konnte, wehrte er sich – und bewirkte so seine erste Heilung! Und erlebte so wohl zum ersten Mal nicht nur seine Kraft, sondern *sich* zugleich als ein Werkzeug Gottes! (Wie hätte er in seiner konkreten psychischen Verfassung diese Heilung auch sich selbst zuschreiben können?! Denn nichts spricht dafür, Jesus habe bereits zuvor um seine „heilenden Kräfte“ gewusst.)

Hinter diese *religiöse* Erfahrung (die zugleich den Schlüssel für all seine weiteren *Sabbat*heilungen abgibt) konnte Jesus nie mehr zurück, zumal sie sich gleich darauf wiederholte:

„Und sofort nachdem sie aus der Synagoge herausgegangen waren gingen sie in das Haus des Simon und Andreas mit Jakobus und Johannes. Die Schwiegermutter des Simon aber lag mit Fieber danieder, und sofort redeten sie mit ihm über sie. Und er trat hinzu, ergriff die Hand und richtete sie auf. Das verließ sie das Fieber, und sie diente ihnen.“ (VV.29-31)

Dieser Vorfall wurde gewiss nicht erfunden. Es gab im Leben der Urchristenheit keinen Grund, ausgerechnet der Schwiegermutter des Petrus zu gedenken. Wichtig ist nun aber, dass Simon und Andreas den Jesus nicht dieser kranken Frau wegen mitnahmen. Weil sie in besonderer Weise jetzt zu ihm und er in besonderer Weise zu ihnen gehörte, nahmen sie ihn, gewiss nicht ohne Stolz, mit sich nach Hause.

Und da lag sie, die Schwiegermutter, krank danieder. Eigentlich verständlich. Denn Petrus hatte in *ihr* Haus ja wohl nur einheiraten und zusammen mit seinem Bruder Andreas „das Geschäft“ übernehmen können, weil es darin keine eigenen Söhne gab. Simon und Andreas waren für diese Frau also auch die Garanten für ihren persönlichen Lebensunterhalt. Sie aber waren in den Tagen zuvor gekommen, um unter Berufung auf diesen Jesus das Geschäft aufzukündigen! „Da legst dich nieder!“ war da wohl auch die verständliche Reaktion der Schwiegermutter des Petrus!

So lag sie also da – mit Migräne, würden wir vielleicht sagen. Doch nun kam er selbst, dieser Jesus – gewiss eine beeindruckende Gestalt: Was für ein Mann! Und er kommt ans Bett, er nimmt einen bei der Hand! Wer vergäße da nicht alles Fieber, alle Kopfschmerzen!!!

Schon wieder eine Heilung!

Wie sehr sich die Situation für Jesus durch diese beiden Heilungen schlagartig verändert hatte, zeigen die unmittelbar folgenden Verse im Markusevangelium:

„Als es Abend geworden war, als die Sonne untergegangen [d.h., als der Sabbat mit seinem Ruhegebot zu Ende] war, brachten sie zu ihm alle Kranken und alle Besessenen. Die ganze Stadt hatte sich vor der Tür versammelt. Und er heilte viele [nicht, wie Mt 8,16, „alle“], die an unterschiedlichen Krankheiten litten, und er trieb viele Dämonen aus, und er ließ die Dämonen nicht reden, denn sie kannten ihn.“ (VV.32-34)

Nun ist es *das Leben*, das Jesus fordert und bestimmt. Er handelt nicht auf Grund eigener Überlegungen oder irgend eines höheren Auftrags (vgl. dagegen Paulus). Es ist die Notwendigkeit, der sich Jesus gegenübersieht, die ihn in dieser Zeit handeln lässt. Das wiederum macht den weiteren Fortgang verständlich, logisch:

„Frühmorgens, als es noch völlige Nacht war, stand er auf, ging hinaus und weg an einen einsamen Ort und dort betete er. Es jagten aber Simon und seine Genossen hinter ihm her, und sie fanden ihn. Und sie sagten zu ihm: Alle suchen dich. Er aber sagte ihnen: Lasst uns anderswo hingehen in die umliegenden 'Marktflecken', damit ich auch dort verkündige; denn dazu bin ich ausgegangen.“ (VV.35-38)

Betrachtet man diese erste Zeit in Kafarnaum etwas genauer, zeigt sich uns Jesus als ein Mensch, der sich ganz offensichtlich nicht von vornherein über seine Aufgabe und seinen Weg klar war. Es war *das konkrete Leben*, auf das er sich einließ, das ihn sowohl in seinem Selbstbewusstsein als auch auf seinem Weg ermutigend weiterbrachte und ihn zugleich die spezifischen Inhalte seiner Verkündigung finden ließ.

Dafür sprechen auch die nächsten drei Ereignisse, die unmittelbar darauf berichtet werden.

Da ist zunächst die Begegnung mit dem Aussätzigen: *Mk 1,39-45*

Auch wenn es uns heute nicht mehr möglich ist, genau zu bestimmen, um welche Krankheiten es sich bei dem „Aussatz“ handelte, unter dem allem Anschein nach immer wieder Menschen in Palästina – auch noch zur Zeit Jesu – litten, so können wir doch von einem Doppelten ausgehen:

1. Nimmt man die maßgeblichen Diagnosen in Lev 13f ernst, handelte es sich bei dem in Palästina verbreiteten Aussatz nicht um die in der modernen Medizin Lepra genannte „Hansensche Krankheit“, die unheilbar ist. Aufgrund des alttestamentlichen Textmaterials wird man das biblische Wort „Aussatz“ vielmehr als Sammelterminus für verschiedene Hautanomalien ansehen müssen, die keineswegs nur in Ausnahmefällen heilbar sind. Dafür sprechen

2. auch die in Lev 14 beschriebenen Reinigungsriten für die „vom Aussatz“ Geheilten, da sie ja keineswegs den Eindruck erwecken, als ob sie nur in ganz seltenen Fällen zur Anwendung gekommen wären.

Wir haben also keinen Anlass, grundsätzlich davon auszugehen, dass die Begegnung des Aussätzigen mit Jesus und dessen Heilung durch Jesus aus theologischen Gründen „erfunden“ worden sein müsste. Eine solche heilende Begegnung ist gerade am wohl euphorischen Anfang von Jesu Heilungen denkbar und möglich.

Dann fällt aber auch auf Jesu Wort an den Geheilten ein neues Licht:

„Sieh zu, dass du niemandem irgend etwas sagst, sondern 'marsch!' zeige dich dem Priester und bringe für deine Reinigung dar, was Mose gebot, ihnen zum Zeugnis!“ (V.44)

Es war wohl dieser Geheilte, der von Gesetzes wegen nach Jerusalem musste, der in Jesu Denken eine erste Verbindung zwischen seinem Tun und der Jerusalemer Priesterschaft herstellte! (Denn hätte es in Jesu Denken schon immer diese Verbindung gegeben, weshalb war er dann nicht gleich nach Jerusalem hinaufgezogen?! Die Priester sollten auf diese Weise von ihm erfahren – und dieses Zur-Kenntnis-Nehmen war in Jesu Augen plötzlich von großer Wichtigkeit! Von nun an hatte er wohl mehr als nur einmal daran gedacht, dass das, was er tat und verkündigte, eigentlich auch von der Jerusalemer Priesterschaft ernsthaft zur Kenntnis genommen werden müsste – zumal nach jenem weiteren Vorfall: der Heilung des Gelähmten:

Mk 2,1-12

Lassen Sie mich mit einer eher grundsätzlichen Überlegung beginnen: Woher wusste Jesus eigentlich, dass er berufen war und die Macht hatte, Menschen ohne irgendwelche Vorleistungen ihrerseits die Vergebung ihrer Sünden zuzusprechen? Selbst Johannes der Täufer hatte dafür ja noch eine vorausgehende Aktivität auf Seiten dessen verlangt, der die Vergebung seiner Sünden erlangen wollte! (Gewiss, früher stellte sich uns diese Frage noch nicht: Solange man glaubte, Jesus habe von Beginn an gewusst, dass er eines Tages für alle Sünden sterben werde, fand man es als nur natürlich, dass er im Wissen darum einzelnen Menschen gleichsam im Vorgriff die Vergebung der Sünden schenken konnte. Aber diese Naivität ist uns heute eben nicht mehr möglich!)

Die Antwort auf diese Frage: „Woher wusste Jesus eigentlich, dass er berufen war und die Macht hatte, Menschen ohne irgendwelche Vorleistungen ihrerseits die Vergebung ihrer Sünden zuzusprechen?“ – die Antwort auf diese Frage liefert die Erzählung von der Heilung des Gelähmten.

Bei ihr fällt ja zunächst einmal auf, dass in ihr gar nicht vom Glauben des Gelähmten, sondern vom Glauben derer die Rede ist, die den Gelähmten unter allen Umständen zu Jesus bringen wollten (VV.3-5). Und des weiteren fällt auf, dass es die einzige Heilungsgeschichte ist, in der Jesus dem Kranken zuerst die Sündenvergebung zuspricht (V.5).

Das alles erklärt sich, wenn der Gelähmte von sich aus zunächst überhaupt keine eigene Erwartung, keine Hoffnung, keinen Glauben hatte und erkennen ließ; wenn er also nicht nur körperlich, sondern

insgesamt, auch psychisch also, sichtlich gelähmt war. Und wenn Jesus es instinktiv spürte, dass diesem Mann nur zu helfen war, wenn ihn nicht länger eine Verfehlung, eine Sünde, lähmen würde. Das heißt: Wir haben allen Grund anzunehmen, dass es Jesus in dieser konkreten Begegnung zum ersten Mal aufging und bewusst wurde, dass er den Menschen – auf Grund seiner Vision vom Sturz des Anklägers! – *ganz individuell* helfen konnte und helfen musste, sich selbst in ihrem Verhältnis zu Gott und Gott in seinem Verhältnis zu ihnen neu zu sehen und neu zu erleben. Und dass er genau damit im Recht war, bestätigte ihm sofort der anschließende Erfolg bei dem Gelähmten (V.11f) – was wiederum verständlich macht, dass er, Jesus, sich daraufhin entschieden den „Zöllnern und Sündern“ zuwandte (2,13-16), ohne sie in irgendeiner Weise zu disqualifizieren (V.17).

Indem Jesus aus der Kraft und Begeisterung seines Gottesverständnisses auf die Notwendigkeiten, Bedürfnisse und Möglichkeiten *seiner* Umwelt reagierte, vergegenwärtigte er in ihr Gottes Herrschaft und Reich.

C

Wir haben es von klein auf in uns aufgenommen: Jesus und das Kreuz gehören zusammen! Jede „anständige“ christliche Familie hatte – wenigstens bis vor kurzem – zumindest *ein* Kreuz in der Wohnung; in jeder Kirche fällt der Blick vor allem auf das Kreuz über dem Hochaltar; im Zentrum vieler christlichen Kirchen steht „die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers“ – und selbst dort, wo wir nur ein leeres Kreuz sehen, wissen wir, woran es uns erinnern soll!

Freilich, weil es zunächst schwer einzusehen ist, weshalb einem *Gekreuzigten* ein derartiges Interesse und eine solch hohe Wertschätzung gilt, haben wir von Anfang an auch gelernt, weshalb dieser Gekreuzigte gerade durch seinen Tod am Kreuz für uns so wichtig ist und worin der wahre Sinn und Wert seines Todes besteht. Wo immer die Schriften des Apostels Paulus gelesen und gehört werden – und das geschieht eigentlich spätestens seit dem 2. Jahrhundert in allen christlichen Gemeinden –, gilt die Frage nach dem Sinn des Kreuzestodes Jesu als geklärt.

Dadurch ging allerdings eines verloren: das Wissen, dass es keineswegs der Kreuzestod sein muss, weshalb Jesus für uns Menschen von zentraler Heilsbedeutung ist. Davon handelt ja beispielsweise das Matthäusevangelium, für das Jesus der Immanuel ist, der uns als solcher in letzter Klarheit und Autorität Gottes Willen offenbaren kann.

Dass sich uns der Sinn des Lebens Jesu gerade von seinem Tod am Kreuz her erschließt, ist also keineswegs zwingend und klar. Und deshalb gehen wir vielleicht einen außergewöhnlichen, aber keinesfalls einen verbotenen Weg, wenn wir auch im Blick auf den gekreuzigten Jesus einen „neuen Blick“ versuchen.

Weshalb war Jesus gekreuzigt worden? Weil er sich – könnte man sagen – nach Jerusalem hineingewagt hatte. Wäre er in Galiläa geblieben, wäre er wohl kaum gekreuzigt worden. Doch weshalb war er dort *nicht* geblieben? Weil er als „gesetzestreuer Jude“ das Pessachfest in Jerusalem verbringen wollte? Müssen wir seinen Zug nach Jerusalem als Wallfahrt verstehen?

Auch wenn diese Deutung weit verbreitet ist, spricht gegen sie nicht nur Jesu eigenes Verhalten im Tempel – wir werden darauf noch zu sprechen kommen –, sondern vor allem, dass Jesus und seine Jünger sich in Jerusalem in keinerlei Weise dem sieben Tage umfassenden Reinigungsprozess unterzogen, dem sich *alle* von auswärts kommenden Pilger zu unterziehen hatten.

Gerade wenn man Jesus als Juden ernst nimmt, spricht sein ganzes späteres Verhalten in Jerusalem gegen die Annahme, er habe sich mit seinen Jüngern *als Pilger* auf den Weg von Galiläa nach Jerusalem gemacht. Doch weshalb dann?

Die Antwort auf diese Frage finden wir in Jesu öffentlicher Klarstellung – gegenüber der Volksmenge und gegenüber seinen Jüngern:

„Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf [nicht: auf sich!] und folge mir nach.“ (Mk 8,34)

Dass die späteren Christen dieses ihnen vorgegebene Wort „übertragen“ verstanden und auf die täglichen Nöte hin interpretierten, zeigt bereits das Lukasevangelium (9,23). Nur, so konnten Jesu erste Hörer dieses Wort nicht verstanden haben, da sowohl im Griechischen als auch im Hebräischen / Aramäischen zur Zeit Jesu eine derart übertragene Bedeutung der Wendung „sein

Kreuz aufnehmen“ nicht bekannt war. Wer dort vom „Kreuz-Aufnehmen“ sprach, hatte jenen Akt vor Augen, bei dem ein Verurteilter das Kreuz am Anfang des Weges zur Hinrichtung aufnahm. Dies war bei Jesus nicht anders. Freilich, wenn Jesus seinen Jüngern sagte: „... er nehme sein Kreuz auf und folge mir!“ (Mk 8,34; vgl. Mt 10,38), dann setzte er stillschweigend voraus, dass *er* mit dem Kreuz vorangehen werde.

Nun war die Kreuzigung aber keine jüdische Strafe, sondern die traditionelle Hinrichtungsart der Römer. Wenn Jesus dieses Wort also gesprochen hat - und weit mehr spricht dafür als dagegen - , dann muss Jesus bereits am Beginn seines Wegs nach Jerusalem sehr stark mit der Möglichkeit gerechnet haben, von den Römern hingerichtet zu werden.

Dafür konnte es aber in Jesu Augen eigentlich nur *einen* Grund gegeben haben, da er kaum mit der Inszenierung eines Aufstand gegen die Römer geliebäugelt haben dürfte: *eine aufrührerische Aktion im Tempel!* Denn eine solche konnte auf römischer Seite durchaus als eine reale Gefahr für den Frieden gelten (vgl. Apg 22,22-24!). Und weil er diese Aktion eben nicht allein durchführen wollte, drohte auch denen, die hinter ihm nachfolgten (Mt 10,38!), die Kreuzigung.

So haben wir allen Grund anzunehmen, dass Jesus die Konfrontation im Tempel gezielt gesucht hatte; denn vergessen wir nicht: Jesus hätte sich schon zu Johannes dem Täufer nicht auf den Weg machen können, um durch *seine* Taufe die Vergebung der Sünden zu erlangen, wenn der Jerusalemer Tempelkult in Jesu Augen noch irgendeinen Wert gehabt hätte.

Dass Jesus sich tatsächlich nicht als Pilger zum Pessachfest auf den Weg gemacht hatte – dafür finden wir vor allem im Markusevangelium noch eine Reihe von unübersehbaren Hinweisen. Da ist beispielsweise der Hinweis darauf, dass Jesus durch die Art und Weise, wie er die Jünger führte, „Schauer und Schrecken“ hervorrief:

„Es schauerte sie, und die folgten, waren voll Furcht.“ (Mk 10,32)

Oder da ist die Bitte der Zebedäussöhne um die besten Plätze (Mk 10,37), die nur verständlich wird, wenn im Kreis der Jünger bei diesem Zug nach Jerusalem damit gerechnet werden konnte, dass sich dort „etwas Entscheidendes“ ereigne.

Und wenn Jesus dem Jakobus und Johannes dann antwortete:

„Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke, oder die Taufe auf euch nehmen, mit der ich getauft werde?... Ihr werdet den Kelch trinken, den

ich trinke, und die Taufe empfangen, mit der ich getauft werde.“ (Mk 10,38f), dann macht diese Antwort ebenfalls deutlich, dass Jesus einerseits mit einer möglichen Katastrophe rechnete, dass diese aber andererseits in seinen Augen nichts mit einem „Sühnetod“ zu tun hatte, da sonst die Einbeziehung der Jünger keinen Sinn ergeben würde. Und insofern drückte Jesu Antwort *sachlich* nichts anderes aus als die Aufforderung: „Wenn einer hinter mir nachfolgen will, verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf und folge mir.“ (Mk 8,34)

Gegen Jesus als *Wallfahrer* spricht vor allem aber die Art und Weise, wie er mit seinen Jüngern in Jerusalem und im Tempel einzog:

„Und er zog nach Jerusalem hinein in den Tempel. *Nachdem er sich alles angesehen hatte*, ging er spät am Abend mit den Zwölf nach Betanien hinaus.“ (Mk 11,11)

Wir mögen bei dieser Notiz wenig empfinden. Doch wenn wir bedenken, dass Jesus und seine Jünger an sich *verpflichtet* gewesen wären, wie alle Pilger zuerst ein Tauchbad zu nehmen, ehe sie den Vorhof des Tempels betrat (s. dazu den unten folgenden Text aus einem „unbekannten Evangelium synoptischen Stils“!), dann empfinden wir wohl, wie *nüchtern-distanziert* sich Jesus dem Tempel gegenüber verhielt. (Kaum zufällig übergingen schon Matthäus und Lukas diese Notiz. Es war unvorstellbar geworden, dass Jesus sich zunächst einmal alles „angesehen“ und eine Nacht darüber geschlafen haben könnte, ehe er reagierte!)

Den Grund für Jesu distanziertes Verhalten offenbarte der darauffolgende Tag:

„Dann kamen sie nach Jerusalem. Jesus ging in den Tempel und begann die Händler und Käufer aus dem Tempel hinauszutreiben. Er stieß die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler um und ließ nicht zu, dass jemand ein Gerät durch den Tempel trug.“ (Mk 11,15)

Dass Jesus sich damit nicht nur gegen irgendwelche Auswüchse im Jerusalemer Tempel wandte, dass er mit seinem Verhalten vielmehr gezielt die Art und Weise attackierte, wie Israel offiziell seinen Glauben praktizierte, macht Folgendes klar:

1. Zum Jerusalemer Tempel gehörten – wie zu allen antiken Tempeln – auch die Opfer, weshalb es zwangsläufig Käufer und Verkäufer gab. Wer sie vertrieb, legte einen wesentlichen Teil des Gottesdienstes lahm.

2. Die Opfergaben konnten nur mit der autonomen Münze von Tyros bezahlt werden. Daher gehörten auch die Geldwechsler zum unaufgebbaren „Inventar“ des funktionierenden Tempels – abgesehen davon, dass die Geldwechsler gerade um das Pessachfest die noch ausstehende Tempelsteuer einzuziehen hatten, weil von ihr die täglichen Sühnopfer des folgenden Jahres bezahlt wurden. So *musste* ein Angriff gegen die Geldwechsler als Angriff gegen den Opferkult verstanden werden.

3. Wenn Jesus nicht zuließ, „dass jemand ein Gerät durch den Tempel trug“ (die Einheitsübersetzung ist hier sehr ungenau), dann wandte sich Jesus nicht einfach dagegen, dass der Tempel(vorhof) von Lastträgern als Abkürzungsweg benutzt wurde. Er wandte sich damit vielmehr gegen einen hochgeschätzten Brauch, über den wir aus jüdischen Quellen informiert sind:

An den Wallfahrtsfesten wurden die prachtvollen Geräte, die beim Gottesdienst verwendet wurden – wie der Tisch, auf dem die Schaubrote angerichtet wurden, oder die goldenen Leuchter - , in den Vorhof des Tempels getragen und den Pilgern gezeigt, die eigens dazu in Massen in den Tempel strömten.

Interessanterweise berichtet ein „unbekanntes Evangelium synoptischen Stils“ (Joachim Jeremias) wohl ebenfalls von diesem Vorgang. Es wurde im Dezember 1905 in Mittägypten auf einem Blatt aus einem Pergamentbuch (des 4./5. Jh.s) gefunden und lautet:

„Und er [Jesus] nahm sie [die Jünger] mit sich und führte sie in den Reinheitsbezirk selbst und ging im Tempel umher. Und es trat ein Pharisäer, ein Hochpriester mit Namen Levi [...] herzu und traf mit ihnen zusammen, und er sagte dem Heiland: Wer hat dir gestattet, diesen Reinheitsbezirk zu betreten und diese heiligen *Geräte* zu besehen, nachdem weder du dich gebadet hast noch gar deine Jünger ihre Füße gewaschen haben? Sondern befleckt hast du diesen Tempel betreten, einen reinen Platz, den keiner betreten darf, außer wenn er sich gebadet und die Kleider gewechselt hat, und auch nicht wagen darf, diese heiligen Geräte zu betrachten. Und sofort blieb der Heiland mit seinen Jüngern stehen und antwortete: Du also, der du hier im Tempel bist, du bist rein? Jener antwortete ihm: Ich bin rein; denn ich habe mich im Davidsteich gebadet, und durch die eine Treppe ging ich hinab und durch die andere hinauf, und ich habe weiße und reine Kleider angezogen und dann kam ich und habe diese heiligen *Geräte* angeschaut. Der Heiland aber antwortete ihm und sagte: Wehe ihr Blinden, die ihr nicht seht...“

Fragt man nun nach dem, was diese drei Aktionen Jesu miteinander verbindet, könnte man wohl so antworten: Gemeinsam war ihnen der Protest gegen die aktuellen Vollzüge, in denen die Menschen im Tempel Gott erlebten und in denen sie ihre eigene Beziehung zu Gott ausdrückten.

Dass wir Jesus damit richtig verstanden haben dürften, legen auch die Streitgespräche im Tempel nahe, die das Markusevangelium aus jener Zeit überliefert. Denn im Grunde ging es in ihnen stets um das gleich Problem: *Worauf es ankommt!*

Wenn irgendwo dann begegnen wir in der Parabel von den Weinbergvätern (Mk 12,1-11) Jesu eigener Deutung seiner damaligen Situation: *Er* ist der Sohn, den der Weinbergbesitzer sandte, um endlich zu *seinem* Anteil zu kommen (V.2+6). Das heißt, das Gleichnis setzt voraus, dass Gott – trotz aller Lob-, Dank- und Sühnopfer und all der Psalmen und Gesänge, die ihm im Tempel dargebracht wurden – noch nicht das eigentlich Erwartete erhalten hat, *das* nämlich, *was Gottes ist* (Mk 12,13-17, bes. V.17). Doch was ist damit gemeint? Das lässt sich nur verstehen, wenn ernst genommen wird, dass Gott ein Gott von Lebenden und nicht von Toten ist (Mk 12,18-27). Was also will dieser Gott? Die Liebe zu ihm *und* den Nächsten (Mk 12,28-34). Nur dann gibt der Mensch nicht nur aus seinem Überfluss, sondern gleichsam aus seinem Mangel *alles*, was er hat und was ihn am Leben erhält(Mk 12,41-44).

Klarer konnte Jesus nicht mehr sagen, wie er Gott sah: Als den, der im Begriff ist, als ein Gott des Lebens sich mit allen Menschen seines Volkes liebevoll zu verbinden und der deshalb von 'seinen' Menschen gleichermaßen nichts anderes als die Liebe zu ihm und zu den anderen erwartet.

Ob Jesus mit seinem Vorgehen und mit seiner Verkündigung *im Tempel* den Zeitpunkt „beschleunigen“ wollte, an dem der Bräutigam (Mt 25,1ff) eintreffen würde? Wenn nötig auch und gerade durch seinen Tod? Und ob er eben deshalb trotz aller enttäuschenden Gottverlassenheit (Mk 15,34.37) an Gott festhalten konnte? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur eines: Auch Jesus musste erleben, dass unsere Erfahrung am Ende – und nicht nur da! – so ganz anders sein kann als das Bild, das wir uns in bester Absicht und so aufrichtig wie möglich von Gottes hilfreichem Entgegenkommen gemacht haben. Nicht ohne Absicht hält das Markusevangelium fest, dass Jesus sein Leben aushauchte, „nachdem er einen großen Schrei losgelassen hatte“ (15,37).

Und dennoch!

Die Erfahrungen, die zumindest ein Teil von Jesu Jüngerinnen und Jünger mit ihrem Herrn *nach* seinem Tod gemacht haben – und denen zu trauen Paulus uns auf seine Weise ermutigt! - , können uns einladen, uns in unserem Gottesbild, in unserer Weltanschauung und in unserer Lebensgestaltung gerade an Jesu Leben und Weg aufs Neue und in neuer Weise zu orientieren.

D

Was bleibt uns also nach diesem „neuen Blick auf Jesus“ als möglicher Gewinn? Es ist m.E. ein Fünffaches:

1. Wenn wir Jesus in seinem Gottesbild – „Ich sah den Satan wie einen Blitz aus dem Himmel fallen!“ – und in seiner Weltanschauung – „Das Reich Gottes ist da!“ – ernst nehmen, dann zeigt sich: Ob wir in unserem Leben die vorhandenen positiven Möglichkeiten als gegeben erkennen können, hängt wohl immer auch von unserem persönlichen Gottesbild ab. Wenn wir uns von Jesu Gewissheit anstecken lassen, dass Gott uns als der entgegen kommt, der das Leben *zum Glück* vollenden wird, werden wir wohl immer sensibler und klarer die gegebenen Möglichkeiten zum Guten als sein virtuelles Reich verstehen, das wir vergegenwärtigen können. Dann werden diese Möglichkeiten uns immer weniger verborgen bleiben und kalt lassen, weil wir sie als *die Chance Gottes* begreifen.

2. Jesus fand zu *seinem* Weg und zu *seiner* Botschaft, indem er sich Schritt für Schritt auf die Bedürfnisse *seiner* Umwelt einließ (Mk 1,14 – 2,17). Sollte das uns nicht gerade dann warnen, mit großen Plänen und Zielen an unser Leben heranzugehen, wenn wir zu einem erfüllten und in sich stimmigen Leben finden möchten?

3. Wir sahen: Jesus fand zu *seiner* Verkündigung – in Inhalt und Sprache - , weil es ihm wichtig war, seine Botschaft „dem Hirn und Herzen“ seiner Mitmenschen nahe zu bringen und die Bedenken seiner Gegner für sie nachvollziehbar auszuräumen. Und er sprach nie ganz allgemein und alles umfassend von Gottes Willen, sondern er formulierte diesen in Bezug auf die Menschen, die mit ihm lebten und deren Gemeinschaft ihm wichtig war.

Wenn wir davon lernen wollen, heißt dies dann nicht:

a) Wir müssen das Anliegen *kennen* (und nicht nur dunkel in uns spüren), das wir „überbringen“ möchten;

b) wir lassen uns vom Denken und Fühlen derer, die uns zuhören, gleichsam das Material geben, worin wir unsere Botschaft akzeptabel und verdaubar verpacken;

c) wir sprechen dort und deshalb von *Gottes Willen*, von seinen Weisungen und Geboten, wo es uns und weil es uns um Menschen geht, für die wir von *Herzen* ein gelingendes Leben wünschen.

4. Jesu Gefühl der Gottverlassenheit und sein Todesschrei könnten uns vielleicht helfen, das Gewicht der Wahrheit, die uns aufgegangen ist und die zu bezeugen wir uns mühen, nicht mit dem aktuellen Verlauf unseres persönlichen Lebens messen zu wollen.

5. Die sogenannten nachösterlichen Begegnungen von Jesu Jünger und Jüngerinnen mit ihrem Herrn könnten uns den Weg zu einer neuen Spiritualität weisen. Das näher auszuführen bedürfte freilich einer eigenen Tagung!

Ein neuer Blick auf Jesus (I)

A

Die Bedeutung der Taufe Jesu: ein erster, unverstellter Blick auf die noch „unbearbeitete“ Gestalt Jesu:

1. Das Gottesbild: Gott kommt bald als Richter, denn „die Zeit ist voll“. Nur wer sich taufen lässt hat Zukunft.

Hier hilft auch keine Abrahamskindschaft, kein Tempelkult.

2. Jesus als Fremder in seiner Familie: vgl. auch Jakobus in Jerusalem (Gal 2,11-14)! → Jesu eigene Familie war der ungeeignetste Ort, um die eigene religiöse Überzeugung zu leben.

→ Der ursprüngliche Grund, Simon und Andreas etc. als „Menschenfischer“ zu berufen.

B

Mit der Taufe durch Johannes war Jesu Weg noch nicht am Ende. Er führte über Johannes hinaus.

Danach kehrte Jesus mit einer neuen Botschaft zurück: Mk 1,15.

Keine „markinische“ Zusammenfassung:

1. Weder der Gedanke der *erfüllten* Zeit noch die *Gegenwart* des Reiches Gottes spielt im Markusevangelium eine wesentliche Rolle.

2. Nirgendwo spielt der Gedanke der Umkehr eine Rolle (vgl. dagegen Lukas 13,3; 15,7.10; 16,20; 17,3.4; Mt 3,2; 4,17)

3. Auch der Gedanke, dem Evangelium *vertrauen* zu sollen, ist Mk fremd.

→ Woher? Von Petrus, aus *seiner* (unbearbeiteten / unbearbeitbaren) Erinnerung!

→ Woher bei Jesus?

C

Lk 10,18: ein *neues* Verhalten Gottes: ein neues Gottesbild, das ein neues Verhalten verlangt:

Mk 1,14 = 1 Kor 11,23! Gott selbst „schafft“ die Situation, Neues von ihm verkünden zu können / sollen.

Wann für Jesus? *Nach* der Taufe: Mk 1,10f.

→ Dieses „Gefühl“ erlaubte keine Rückkehr, kein Bleiben: in der Zeit der Wüste.

→ *Schritt für Schritt!*

D

Verlangt ein *neues* Verhalten: Mk 2,19 (richtig übersetzt!), bestätigt durch Mk 2,21f (Münchener NT). Daran anschließend: Mk 2,23-28 (Ährenraufen); 3,1-6 (mit V. 4 als „untheologischer“ Begründung).

„Roter Faden“: Gott meint es gut → Jesus als „guter“ Mensch!

Ein neuer Blick auf Jesus (II)

A

Jesus wollte das neu Erkannte *leben*: Mk 1,16-20; denn die eigene Familie war bar jeglichen Verständnisses: Mk 3,21.31-35.

Andererseits „brauchte“ Jesus Menschen, die ansprechbar waren und die auch er „mochte“: Mk 10,17ff.

→ Das Evangelium will gelebt und muss erfahren werden, sonst entsteht ein lebensfremdes, nicht tragfähiges Konstrukt. (Man „musste“ für Jesus nicht sein Jünger sein, um „gerettet“ werden zu können. Kein Rückfall in die Situation z. Zt. des Johannes! Erst nach Ostern wieder!)

Deshalb auch wichtig:

B

Weshalb es falsch ist zu behaupten, Jesus habe ein *neues* ethisches Programm vorgetragen, für das er *alle* Menschen seines Volkes habe gewinnen wollen:

Er kannte nur *ein* Thema: *seine* Botschaft und deren Konsequenzen. Irgendwelche andere Probleme – individueller, politischer, gesellschaftlicher Art – interessierten Jesus nicht!

Die „*neue*“ Ethik bezog sich allein auf *seine* Gruppe: sie sollte bleiben und werden, was sie war: der Raum des Reiches Gottes, damit *erlebt* werden konnte, was (geglaubte) Realität war.

Und das verlangt Neues: Mk 2,21f.

C

Deshalb ist es so verhängnisvoll, wenn man den Eindruck erweckt, Jesus habe „Gott“, *seinen* Gott, vergegenwärtigen wollen, indem er sich gerade denen „am Rande“ zugewandt hätte:

a) den Armen (vgl. Lk 6,20b): Diese hatten Zeit, *zu Jesus* zu kommen, wie wohl auch die, die „wenig zu essen hatten und – mit sich unglücklich – Trost suchen“ (Lk 6,21).

b) allein Joh 5,1-9 und Lk 7,11-17 Beispiele dafür, dass Jesus den *ersten Schritt* getan!

c) Kinder und Frauen: Mk 9,36f ist Demonstrationsobjekt (sonst Mk 10,13); Lk 7,36-50 wird zuerst *über* die Sünderin gesprochen, ehe zu ihr; Joh 8,3-11 ist die Ehebrecherin die Letzte(!), mit der Jesus spricht!

d) Gegen alle Wiederholungen: Es gibt im ganzen griechischsprachigen Schrifttum *keine* Stelle, an der *hamartolos* = *Sünder* „Menschen am Rande“ bezeichnen würde:

vgl. dagegen 1 Makk 2,48.62; TestBenj 4,2f.

Der „Sünder“ ist „der Frevler“ – und dazu vgl. Ps 73,2-12.

e) Es stimmt nicht, dass als „Sünder“ auch die galten, „die verachtete Berufe“ ausübten. Hier führte J. Jeremias (seit 1931!) sich und andere in die Irre!

Ein neuer Blick auf Jesus (III)

A

Jesus behauptete nicht den Anbruch, sondern die Gegenwart des Reiches Gottes; denn

1. nach jüdischem Glauben war das Reich Gottes bereits seit dem Sinai eine weltimmanente Realität.

2. ein jeder Jude, der das „Höre, Israel“ betete, nahm „das Königtum Gottes“ auf sich.

3. Kein Jude erwartete den Anbruch, sondern die Vollendung, das Kommen des Reiches Gottes (vgl. Mt 6,10; Lk 11,2)

Für Jesus war dennoch das Reich Gottes auch schon da!

Was bedeutet dies aber in nichtreligiöser Sprache? Was war Jesus aufgegangen?

Der Begriff Reich Gottes deutet wichtige Erfahrungen im Leben Israels:

1. Die Exoduserfahrung:

- a) das Leben birgt auch ungeahnte und kaum vorstellbare positive Möglichkeiten in sich;
- b) in allem Geschehen ist (auch) ein machtvoller Wille am Werk, der es gut meint.

2. Die Tora-Erfahrung:

- a) die Weisungen und Gebote machen *erfahrbar*, dass man in einem „Herrschartsraum“ lebt;
- b) wo sie beachtet werden, entsteht (oft!) Heil; daraus wird abgeleitet: wo Unheil, ist der Mensch „schuldig“;

 wo Heil, wenn *alles* nach Gottes Willen „läuft“.

So behauptet Jesus: Die Gegenwart bietet ungeahnte Möglichkeiten, weil in ihr ein gutmeinender Wille am Werk ist und wir die Möglichkeit haben, diesem Willen entsprechend das Ende vorwegzunehmen.

Frage: Hatte Jesus sich das alles nur eingebildet, es „theoretisch“ abgeleitet, oder es wahrgenommen?

Keine „Mystifizierung“. Es muss sich also um *innerweltliche* Möglichkeiten handeln, die unter bestimmten Voraussetzungen als *mit dem Leben gegeben* wahrgenommen werden können (Beispiel!)

Reich Gottes meint also: die menschlichen positiven Möglichkeiten. Sie sind das virtuelle Gottesreich.

Diese positiven Möglichkeiten sichtbar gemacht zu haben; gezeigt zu haben, unter welchen Voraussetzungen sie gesehen und realisiert werden können, ist *das Verdienst Jesu!*

B

Auf welchem Weg? Er zeigt sich, Schritt für Schritt: Mk 1,14 – 3,6.

Indem Jesus aus der Kraft und Begeisterung seines Gottesverständnisses auf die Notwendigkeiten, Bedürfnisse und Möglichkeiten *seiner* Umwelt reagierte, vergegenwärtigte er in ihr Gottes Herrschaft und Reich.

C

Bestätigt nicht einfach durch ein „gelingendes Leben“.

Auch hier sind wir abhängig von unserer Vision, und der Reaktion unserer Mitwelt!
Jesus auf dem Weg nach Jerusalem.

D

Der mögliche Gewinn aus diesem „neuen Blick“ auf Jesus.

*Dr. Meinrad Limbeck
ist em. Dozent für Biblische Sprachen
an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen.*